

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1870. Band I.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1870.

In Commission bei G. Franz.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissen-
schaften
zur Erinnerung des 111. Stiftungstages
am 28. März 1870.

Nach den einleitenden Worten des Vorstandes, Herrn Geheimen Raths Baron von Liebig, widmeten die Herren Classensekretäre den im letzten Jahre, beziehungsweise (in der I. und III. Classe), auch den im Jahre 1868 verstorbenen Mitgliedern folgende Denkrede:

a) Der Sekretär der philos.-philol. Classe Herr Karl Halm:

Gustav Friedrich Waagen

wurde zu Hamburg am 11. Februar 1794 geboren, wo sein Vater, ein Maler, sich als Zeichenlehrer niedergelassen hatte. Da sich dieser später nach Schlesien zurückzog, erhielt der junge Waagen seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Hirschfeld und hatte eben seine Universitätsstudien zu Breslau begonnen, als er durch die Theilnahme an den Befreiungskriegen in den Jahren 1813 und 14 dieser friedlichen Beschäftigung auf längere Zeit entzogen wurde. Der Aufenthalt

in Paris, wo die aus aller Herren Länder zusammengesleppten Kunstschatze noch vereinigt waren, wurde für Waagens künftigen Lebensgang von bestimmendem Einflusse; denn er reifte in ihm den Entschluss, das Studium der Kunst und ihrer Geschichte zur Hauptaufgabe seines Lebens zu machen. Schon in früher Jugend im väterlichen Hause fleissig im Zeichnen geübt und in Kunstbetrachtung eingeweiht, hatte er bereits als Jüngling sich so tüchtige Kunstkenntnisse erworben, dass er seinen Kriegskameraden in dem Musée Napoléon als kundiger Führer dienen konnte. Nach dem Feldzuge nach Breslau zurückgekehrt betrieb er bis 1818 allgemeine Studien, besonders historische und philologische, und brachte hierauf mehrere Jahre im südlichen und westlichen Deutschland zu, hauptsächlich mit eingehenden Studien über die altdeutsche Malerei beschäftigt. Als Schriftsteller machte er sich zuerst durch eine Abhandlung über die Mumien in den Sammlungen der hiesigen Akademie (1822) bekannt, welche Arbeit ihm die Ernennung zum correspondierenden Mitglied der Akademie einbrachte. Zwei Jahre darauf folgte sein schönes Buch über Hubert und Jan von Eyck (Breslau 1822), das ganz neue Gesichtspunkte für das Verständniss der altdeutschen Kunst und in Behandlung eines kunstgeschichtlichen Stoffes eröffnete. Trotz vielfacher Mängel, die Waagen selbst später am besten erkannte, erregte das Werk grosses Aufsehen und hatte für den Verfasser auch den erfreulichen Erfolg, dass es ihm eine sichere Lebensstellung anbahnte. Er erhielt ein Jahr nach seinem Erscheinen einen Ruf nach Berlin, um bei der Einrichtung des neuen Museums verwendet zu werden; schon im Jahre 1830 wurde er zum Director der Bildergalerie des neuen Museums, später (1844) auch zum Professor an der Universität für Kunstgeschichte ernannt.

Neben der amtlichen Thätigkeit wurden die kunstgeschichtlichen Studien rastlos fortgesetzt und zu diesem

Behufe, nachdem Waagen schon früher eine Kunstreise durch Italien mit Schinkel gemacht hatte, Deutschland, Frankreich, die Niederlande und besonders England nach allen Richtungen durchreist und die Ergebnisse der reichen Anschauungen in einer Reihe von Werken veröffentlicht, von denen wir nur das an neuen Aufschlüssen reichhaltigste „The Treasures of Art in Great-Britain“ (London 1854—57 in 4 B.) und das Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschulen (Stuttg. 1862) hervorheben. Im J. 1861 begab sich Waagen auf Einladung des Kaisers von Russland nach St. Petersburg, um bei der Einrichtung der Gallerie der Eremitage mit seiner reichen Erfahrung mitzuwirken; eine zweite Reise dahin vollendete die Beschreibung der kostbaren Sammlung. So fehlte wenig, dass Waagen nicht alle Kunstsammlungen von Europa kennen gelernt und durchforscht hatte. Eine Lücke wurde noch im Herbst des Jahres 1866 durch eine Kunstreise durch Spanien ausgefüllt; das letzte Ziel jedoch, auch die Gallerien von Kopenhagen und Stockholm noch kennen zu lernen, blieb unerreicht. Der rastlose Kunstforscher starb so eigentlich auf dem Schlachtfelde. Er war kaum in Kopenhagen angelangt, als er in Folge einer Erkältung erkrankte und nach wenigen Tagen am 15. Juli 1868 verschied.

Als Kunstschriftsteller gilt Waagen anerkanntermassen als einer der ersten Begründer der neuen, auf kritischer Grundlage sich bildenden Kunstwissenschaft und hat in mehrfacher Beziehung bedeutenderes als irgend einer seiner Vorgänger geleistet. Nur wenigen Kunstkennern und Forschern ist es vergönnt gewesen eine so grosse Anzahl von Sammlungen zu schauen und zu studieren; aber keiner hat es unternommen, so zahlreiche Reiseberichte und wissenschaftliche Beschreibungen von Sammlungen zu veröffentlichen. Durch diese höchst erspriessliche Thätigkeit hat Waagen die allgemeine Kenntniss der überlieferten Kunstschatze ganz un-
gemein erweitert und dem gelehrten Kenner das reichste

Material für kunstgeschichtliche Forschungen unterbreitet. Er war auch der erste in Deutschland, der nach eigener Anschauung die kleineren Meister, insbesondere die holländischen studiert und ihre Charaktere näher bestimmt hat. Dazu war die Untersuchung ihrer hinterlassenen, aber an den verschiedensten Orten zerstreuten Werke wesentliche Bedingung. Das hat Waagen zu einer Zeit, wo bei uns die neuere Kunst nach ihren Denkmälern noch wenig erforscht wurde, erkannt und unablässig geübt. Da er ferner durch die in so ausgedehnter Weise geübte Autopsie sich das feinste Gefühl für die Erkenntnis der einzelnen Stile erwarb, hatte er, unterstützt von einem sehr treuen Gedächtnis, sich in die Eigentümlichkeiten von Kunstepochen, Schulen und einzelnen Künstlern so hineingelebt, dass er als Kunstkritiker zu einer der ersten Auctoritäten wurde. Sein scharfes und sicheres Urtheil führte in der Nomenclatur so mancher Gallerie eine förmliche Revolution herbei, wobei nicht wenige Scheingrößen ihr Leben einbüssten, und wenn er auch bei eigenen Bestimmungen manchmal fehlgriff, so gebührt ihm doch das unbestrittene Verdienst, für viele bedeutende Gemälde die Zeit ihrer Entstehung und die Namen ihrer Künstler richtig ermittelt zu haben.

Franz Pfeiffer,*)

am 27. Februar 1815 zu Bettlach bei Solothurn geboren, besuchte dort die Primärschulen, Gymnasial- und Lycealclassen und ging 1834 nach München, anfänglich um katholische Theologie zu studiren, welches Fach er jedoch bald mit der

*) Die Lebensskizze von Fr. Pfeiffer und von Aug. Schleicher hat Hr. Akademiker Conrad Hofmann geliefert.

Medicin vertauschte. Innere Neigung und die Aermlichkeit seiner Verhältnisse führten ihn dagegen zu poetischen Versuchen und so wurde er Belletrist und Feuilletonist. Neben seinen medicinischen Studien, die er fleissig, aber ohne innern Beruf betrieb, hörte er altdeutsche Vorlesungen bei Massmann, womit er die schon in Solothurn begonnenen Studien fortsetzte, und bald zu dem Entschlusse kam, sich ausschliesslich der Germanistik zu widmen. Eine projectirte und später auch zum Theil erschienene Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte (bei Göschen in Leipzig) gab ihm Gelegenheit, eine Reihe der bedeutendsten Bibliotheken zu besuchen und dabei die umfassende Handschriftenkenntniss zu erwerben, die die Grundlage seiner späteren gelehrten Thätigkeit wurde. Das Unternehmen führte ihn 1842 nach Stuttgart, wo er sich bis 1846 ausschliesslich demselben widmete, in welchem Jahre er endlich als Unterbibliothekar und Gymnasialprofessor eine feste Stelle erhielt, in der er bis zu seiner Berufung nach Wien als ordentl. Professor an Hahn's Stelle verblieb und den grössten Theil derjenigen Arbeiten theils publicirte, theils vorbereitete, die seinen Hauptantheil an der Förderung der mittelhochdeutschen Philologie enthalten. Dort gründete er auch im Vereine mit einer Anzahl Gleichgesinnter eine neue Zeitschrift für deutsche Alterthumskunde, die *Germania*, in welcher die seit 1854 entstandene Opposition gegen Lachmann und seine Schule ihre hauptsächlichste Vertretung fand. Seine eilfjährige akademische Wirksamkeit in Wien, die am 29. Mai 1868 ein allzufrüher Tod unerwartet beendete, ist durch eine Reihe von Schriften bezeichnet, deren Gemeinsames darin liegt, dass sie sämmtlich der Lachmann'schen Schule gegenüber theils direct polemisch, theils abweichend in Gegenstand, Zweck, Methode und Umfang sich herausstellen. Diesen beiden Perioden seiner Thätigkeit sind die folgenden Betrachtungen gewidmet.

Der Grundcharakter von Pfeiffer's gelehrter Thätigkeit hatte sich schon in München entschieden, kam in den nächsten Stuttgarter Jahren zur vollen Entwicklung und ist in der Hauptsache immer derselbe geblieben. Aus diesem Grundcharakter erklären sich Stärke wie Schwäche seiner Leistungen. Einen weitausgedehnten Kreis des Wissens zu beherrschen, das versagten ihm seine Vorstudien, denn er war ohne irgend nennenswerthe klassisch-philologische Schulung zur Germanistik gekommen, und seine eigene Neigung und Anlage wiesen ihn auch sofort auf das Mittelhochdeutsche mit seinen ausserordentlich reichen, mannigfaltigen und damals noch zum grossen Theil unedirten oder wenigstens ungenügend edirten Denkmälern als auf seine Lebensaufgabe hin. Solche überwiegende Ausbildung in einer Specialität bringt die bedeutendsten Resultate hervor, hat aber freilich den Nachtheil zum Begleiter, dass die vollkommene Einlebung und Meisterschaft in dem einen Fache durch Verzicht auf harmonische Ausbildung erkaufte werden muss, zu welcher Autodidakten ohnehin nur bei ganz aussergewöhnlicher Geisteskraft und Ausdauer gelangen können. Pfeiffer war eigentlich Autodidakt und musste es gewissermassen auch sein, wenn er die noch unangebauten Gebiete des Mittelhochdeutschen bis zu dem Grade bewältigen sollte, wie er es in verhältnissmässig kurzer Zeit und jungen Jahren gethan hat. Weitaus das Meiste und Wichtigste holte er aus neuen oder neuvergleichenen Handschriften.

Diese einzige und bis jetzt im engeren deutschen Gebiete des 12—15. Jahrhunderts unübertroffene Handschriftenkenntniss ist die eigentliche Basis seiner späteren wissenschaftlichen Bedeutung geworden, ihr verdanken jene Entdeckungen und Werke ihre Entstehung, welche nach menschlicher Voraussicht ihn überleben und seinen Namen auf die Nachwelt bringen werden. Es ist hier nicht der Ort, auf seine zahlreichen Publicationen unedirter und Bear-

beitungen edirter Werke des näheren einzugehen. In den schweren und bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit verbitterten Kämpfen seiner zweiten, der Wiener Periode (von 1857 bis zu seinem Tode) sind zwei Verdienste auch bei allen seinen Gegnern ihm immer ungeschmälert verblieben. 1. Die Entdeckung (mit W. Grimm) und die Begründung der mitteldeutschen Sprache, der Mutter des Neuhochdeutschen, welche eine breite Zone von Osten nach Westen zwischen oberdeutscher und niederdeutscher Zunge schon im Beginn der mittelhochdeutschen Literatur-epoche eingenommen und dann durch Jahrhunderte hiedurch neben der vorherrschenden oberdeutschen (schwäbisch-baierischen) Sprache und Literatur zwar die zweite, aber immerhin eine höchst bedeutende Rolle gespielt hat, bis sich endlich seit der Zeit der Reformation, die im Herzen des mitteldeutschen Sprachgebiets ihren Ursprung genommen, aus ihr die heutige Schrift- und Nationalsprache, das Germanicum illustre, um mit Dante zu sprechen, zu dem Range einer Weltsprache erhoben hat. Vor Pfeiffer und W. Grimm hatte man das Mitteldeutsche dem Mittelhochdeutschen subsumirt, welches jetzt als eigentliches Oberdeutsch von ihm getrennt nur noch in den südlichen Volksmundarten fortlebt, deren gewaltiges Gebiet sich über ganz Süd-Deutschland, Deutschösterreich, die deutsche Schweiz und das deutsche Frankreich erstreckt, wo es leider durch die frühere und spätere (noch andauernde) politische Schwäche der süddeutschen Staaten in Oesterreich und Frankreich beständig an Boden verliert, während es sich in der freien Schweiz seit einem halben Jahrtausend nicht nur festhält, sondern langsam vorschreitet. Die spätere Entwicklung hat gezeigt, dass die Trennung des mitteldeutschen vom mittelhochdeutschen oder wie gesagt, richtiger oberdeutschen, trotz dem Widerspruche, den der Gründer der germanischen Sprachwissenschaft, J. Grimm, bis zu Ende dagegen aufrecht erhielt,

für die Grammatik eine Nothwendigkeit ist, (nicht in gleichem Grade für das Lexikon, und am wenigsten für die Literaturgeschichte); und in diesem Sinne ist Pfeiffer's Name auf immer unzertrennbar an diese grosse Entdeckung geknüpft. Auch für das Niederrheinische hatte er schöne und fruchtbare Arbeiten angefangen, die aber, wie so vieles, durch seinen vorzeitigen Tod unausgeführt geblieben sind, wie denn überhaupt das für die Scheidung und Unterscheidung der älteren deutschen Mundarten von ihm theils Geleistete, theils (allerdings nicht immer richtig) Angestrebte das Charakteristische seiner grammatischen Thätigkeit ausmacht.

2. Gehen wir vom Formalen der deutschen Alterthums-wissenschaft zu ihrer realen Seite über, so bietet sich uns die Thatsache, dass Pfeiffer, wie dort ein neues Sprach- so hier ein neues Literaturgebiet erschlossen hat, die geistliche Prosa des 13. und 14. Jahrhunderts, die auf der einen Seite im grössten Volksredner des Mittelalters, Bruder Berthold von Regensburg, auf der andern im grössten speculativen Mystiker, Meister Eckhart, ihre Gipfelpunkte erreicht hat. Leider sind seine lange und wohl vorbereiteten Ausgaben nur je bis zum ersten Theile, der die Hauptmasse der Texte enthält, gediehen, und eine schwere, kaum jemals auszufüllende Lücke am Reste der Texte, kritischen Apparate, Einleitungen, Sach-erklärungen und Glossar geblieben. Nur ein immerhin wichtiges, aber mit Berthold und Eckhart weder an Schwierigkeit noch an Bedeutung vergleichbares Werk, das Buch der Natur von Konrad von Megenberg, war ihm vollständig auszuführen vergönnt. Alle diese Werke sind in der Wiener Periode erschienen, waren aber der Hauptsache nach in Stuttgart vorgearbeitet und wurden an ihrer Vollendung gewiss nur durch die neuen und aussergewöhnlichen Anstrengungen gehindert, welche die Redaction der *Germania* und der Wiener akademische Lehrstuhl erforderten. In Stuttgart geblieben würde Pfeiffer seine minder glänzende, aber sichere

und friedliche, und wohl auch für die Wissenschaft und ihn selbst glücklichere Laufbahn nicht so frühzeitig beschlossen haben, wie in dem aufregenden und aufreibenden akademischen Leben Wiens und im literarischen, leider nur zu bald persönlichen Kampfe gegen die Germanisten der Lachmann'schen Schule, dessen Ausbruch ins Jahr 1854 zurückgeht, in welchem Holtzmann's Untersuchungen über das Nibelungenlied erschienen, denen Pfeiffer als einer der ersten beistimmte. Von diesem merkwürdigen Buche datirt das erste grosse Schisma unter den Germanisten, dessen Ende die gegenwärtige Generation schwerlich erleben wird. Die lange und unbestrittene Herrschaft der Lachmann'schen Schule hatte auf vielen drückend gelastet, von denen Holtzmann's kühner Angriff als Signal der Befreiung begrüsst wurde. Solche Vorgänge sind nach aller Analogie naturgemäss und darum unvermeidlich. Die Germania war von Anfang an das Organ der Dissidenten und der Beifall und Zutritt von Männern, wie Jakob Grimm und Uhland, gab dem Unternehmen entschiedene Bedeutung. Grimm lieferte wenig ausser seinem Namen, aber Uhland blieb bis zum Ende getreu, und wenn die Zeitschrift auch gar nichts von Bedeutung angeregt hätte, als Uhlands in jedem Sinne vollendete Forschungen, so wäre ihr damit schon ein grosses Verdienst gesichert; denn Uhland theilt mit Rückert (und nur mit ihm) das seltene Loos, ein grosser Dichter und ein grosser Philolog zugleich, und mit Schmeller den Vorzug, der objectivste aller Germanisten gewesen zu sein. Wie viel bei Uhland der Philolog dem Dichter zu danken hat, das zeigt sich in der wunderbaren Feinheit seiner ästhetischen Bemerkungen, in welchem Punkte er sogar noch den mit Recht berühmten Wilhelm Grimm übertrifft, der bei allem Fühlsinn sich doch mehrmals, z. B. über Walther und Vrîdanc, über Turpin und Rolandslied auf entschieden falscher Färte findet, während Uhland dagegen schon im Beginne

seiner Studien in dem berühmten Aufsätze über das altfranzösische Epos einen Beweis seiner Sicherheit lieferte, mit dem nur Leverrier's theoretische Entdeckung eines neuen Planeten verglichen werden kann, indem er die Existenz des altfranzösischen Rolandslieds voraus bestimmte.

Der Erfolg der *Germania* mit solchen und ähnlichen Kräften war denn auch ein ganz entschiedener und nach kurzer Zeit konnte Pfeiffer an Fachgenossen schreiben, die Zeitschrift habe so viele Abonnenten, als nur überhaupt möglich sei. Dagegen waren ihm die Mitarbeiter nicht zahlreich und eifrig genug, und bei seinem heftigen und ungeduldigen Charakter ist es erklärlich, dass er mehrmals nahe daran war, die ganze Unternehmung fallen zu lassen, während ruhigere Gemüther mit einem solchen Erfolge höchlich zufrieden gewesen wären. Die *Germania* und in ihr ausser Pfeiffer, der von Anfang an die Führerschaft der Opposition übernommen hatte, besonders Karl Bartsch, eine literarische Produktionskraft ohne Gleichen, bekämpfte also die Lachmann'sche Schule, welcher damals, da Haupt's Zeitschrift lange stockte, nicht einmal ein Organ zu Gebote stand, besonders nachdem durch den spontanen Uebergang Zarnckes zur Codex-C-Theorie das literarische Centralblatt, unbestritten das verbreitetste und einflussreichste Organ Deutschlands, dem Gegner dienstbar geworden war. Die Lachmannianer antworteten mit grosser Schärfe, (worin sie ihren Meister fast übertrafen,) aber vereinzelt, in Vorreden, vom Katheder, und in der Regel nicht mit der Ausführlichkeit und Unumwundenheit, die bei öffentlichen Verhandlungen erforderlich ist, um vor der grossen Masse Recht zu behalten. Erst viel später kam Haupt's Zeitschrift wieder in Gang und wurde durch Zacher eine zweite, der *Germania* ähnliche, als Organ der norddeutschen Schule gegründet, welche Bezeichnung man nur nicht streng geographisch fassen darf, denn Bartsch, der Hauptverfechter der neuen Schule und Redakteur

der Germania lebt in Rostock, während Scherer der weitaus bedeutendste unter der jüngeren Lachmannischen Schule, heute in Wien auf Pfeiffers Lehrstuhl sitzt. Pfeiffer griff seine Gegner indess noch auf einem anderen Gebiete an. Die Popularisirung der Meisterwerke mittelhochdeutscher Literatur durch erklärende Handausgaben war eine Idee, deren Richtigkeit sich sofort durch den ausserordentlichsten Erfolg bewährte, den nur je ein solches Unternehmen gehabt hat. Vielleicht hat gerade das, was in den Augen der Fachmänner die Bibliothek mittelhochdeutscher Klassiker in Misskredit gebracht hat, die Voraussetzung gänzlicher grammatischer Unbildung beim Leser, (wenigstens in den ersten Bänden, die späteren sind massvoller gehalten,) ihren Erfolg bei der Lesermasse begründet, die vor Allem verlangt, dass man ihrer Unwissenheit und Eitelkeit wenigstens stillschweigend schmeichle. Bekanntlich wird gegenwärtig derselbe Plan von Zacher und seinen Mitarbeitern ausgeführt, freilich nicht mit der Raschheit, die man von Pfeiffer und in noch viel höherem Grade von Bartsch erwarten konnte.

Bei so grossen, ja glänzenden äusseren Erfolgen hätte nun Pfeiffer glücklich und zufrieden ein hohes Alter erreichen können, wie denn ja auch bekanntlich in Deutschland Professoren und Generale die grösste Lebensdauer aufweisen. Aber es war ihm kein so glückliches Loos beschieden. Seine Charakteranlage, wie die Natur seiner Wiener Thätigkeit trugen den Keim eines Verfalles, der für die ferner stehenden unerwartet rasch, für die schärfer blickenden nicht unvorbereitet kam. Pfeiffer hatte, wie er mir einmal schrieb, „heisses Blut“, in der That viel zu heisses für einen Parteiführer, um diesen parlamentarischen Ausdruck zu gebrauchen, der einen kalten Kopf haben und viel vertragen muss. Anstatt seine Mitstrehenden immer fester und dichter um sich zu schaaren, stiess er sie durch Argwohn und Empfindlichkeit zurück, was zur Folge hatte, dass er gegen das Ende seiner Lauf-

bahn anfieng vereinzelt zu stehen. Die schweren Lücken, welche der Tod und selbstverschuldete Entfremdung in seinen Reihen gerissen hatte, wurden nicht ausgefüllt und wären schwerlich ausgefüllt worden. Das nagte an seinem Innern. Aber auch in wissenschaftlicher Beziehung war er der theils übernommenen theils aufgedrängten Führerschaft nicht vollkommen gewachsen oder richtiger gesagt, er wuchs nicht in seine Rolle hinein. Er wusste da, wo er zu Hause war, mehr als die meisten, theilweise mehr als alle von uns; dafür war er nach anderen Seiten hin zurückgeblieben, und geradezu unzulänglich, wenn er sich da versuchte, wozu noch kam, dass er zuletzt zu stolz oder zu misstrauisch wurde, sich Rathes zu erholen, wo sein Vermögen nicht hinreichte. Ich will nicht davon reden, dass ihm Sprachvergleichung auf Grund des Sanskrit, ältere romanische Sprach- und Literaturkunde u. dgl. fremd waren, denn diesen Mangel theilt er mit den meisten seiner und unserer Zeit. Aber er war auch Fremdling in klassischer Philologie, und wenn er schon nicht so weit gieng, wie sein Lehrer Massmann, der *unter linguae barbarae Griechisch und Latein verstund*, so betrachtete er doch die klassischen Studien und ihre Pfleger ungünstig und abschätzig. Schmeller, der in gereiften Jahren mit dem Eifer eines Schulknaben nachzuholen bemüht war, was ihm in seiner armseligen Jugendbildung an Griechisch und Latein vorenthalten war, hätte ihm auch hier als Muster dienen können und sein eigener scharfer Verstand hätte ihn wohl die gleichen Wege gewiesen, wäre er nicht in den unentflieharen Strudel jener Polemik gerissen worden, die in der Wiener Periode seine beste Kraft und Zeit hinraffte. Klassische Schulung ist aber dem Germanisten unentbehrlich, nicht, wie man gemeinhin annimmt, zur Verbesserung des deutschen Stils, denn Pfeiffer schrieb ohne solche Vorschule beredt, nervig und in hohem Grade anregend, sondern weil er bei seinen Studien überall auf Thatsachen, Ideen und Ausdrücke

stösst, deren Deutung nur dorthin zu holen ist. Pfeiffers Parteistellung liess aber auch nicht die Sammlung und Zurückgezogenheit zu, die ihm nothwendig gewesen wären, um sich innerhalb des grossen germanischen Gebietes allseitig und genügend festzusetzen. Was er von Stuttgart nicht mitgebracht hatte, konnte er so auch in Wien nicht mehr nachholen, ein schwerer Mangel, den man am Stuttgarter Bibliothekar und Herausgeber mittelhochdeutscher und mitteldeutscher Denkmäler oder auch an einem anspruchslosen Universitätslehrer übersehen hätte, bei ihm aber bemerkte und hervorhob nach dem bekannten Compensationsgesetze, dass die Fehler der Menschen um so grösser erscheinen, je höher sie sich stellen oder gestellt werden. So waren denn die ältesten germanischen Sprachen und das ganze grosse scandinavische und angelsächsisch-englische Gebiet ihm entweder nicht recht vertraut geworden oder gänzlich fremd geblieben, wie er denn auch manche Vorlesungen über Sprache und Literatur, die von Germanisten verlangt, wenigstens erwartet werden, nie gehalten hat. Für all diesen Entgang hätten nun die Wiener Arbeiten auf seinem eigensten Gebiete, dem mittelhochdeutschen, Ersatz bieten müssen, und sie würden ihn bieten, wäre die kühne Conception und brillante Darstellung getragen von gleicher Solidität der Grundlagen und sicherer Methode in der Ausführung wie seine früheren, musterhaften Arbeiten. Diess ist nun nach ziemlich allgemeinem Urtheile nicht der Fall und die hohen Erwartungen, die man für Neubegründungen im mittelhochdeutschen Gebiete auf Pfeiffers Wiener Thätigkeit gesetzt hatte, sind im Ganzen und Grossen unerfüllt geblieben. Hätte er sie bei längerem Leben und im Genusse voller Sammlung und Geisteskraft erfüllen können, wer möchte es wagen darüber zu urtheilen?

Jene Wiener Arbeiten sind alle so schön geschrieben, dass man nicht eine Seite derselben ohne Interesse liest —

aber der Glaube fehlt, d. h. wissenschaftlich gesprochen, er zwingt uns nicht zur Ueberzeugung, und lässt uns nur den Eindruck, dass er Ansicht gegen Ansicht, Hypothese gegen Hypothese gestellt hat, während er den Widerspruch vernichtet glaubte. Er hatte eben, worin leidenschaftliche Gemüther unwillkürlich verfallen, die Kraft der eigenen Gründe zu hoch, die des Gegensatzes zu gering geschätzt und ganz besonders hatte er die zähe Nachhaltigkeit und Tüchtigkeit, die im Wesen des norddeutschen Gelehrten liegt und die sich hier über kurz oder lang geltend machen musste, weitaus zu gering angeschlagen. Mit seinem Hinscheiden ist die Periode leidenschaftlich erregter Polemik aller Voraussicht nach zu Ende gekommen, die nun freilich noch nicht weit genug hinter uns liegt, um jetzt schon ein allseitig beruhigtes und geklärtes Urtheil zu gestatten. Glücklicher Weise zeigen nach Abzug alles Problematischen und Polemischen Pfeiffers unbestrittene Verdienste sich bedeutend genug, um seinem Namen die Fortdauer in der Geschichte der Wissenschaft voraussagen zu dürfen.

August Schleicher

wurde am 19. Februar 1821 zu Meiningen geboren, studirte zu Koburg, Leipzig und Tübingen erst Theologie, dann von 1843 an zu Bonn unter Ritschl klassische Philologie und unter Lassen orientalische Sprachen, 1846 habilitirte er sich in Bonn für das Fach der Sprachwissenschaft, 1850 wurde er für klassische Philologie nach Prag berufen, wo er sich jedoch bald wieder der Sprachwissenschaft ausschliesslich zuwandte und zu diesem Behufe mit Unterstützung der k. k. Regierung (Graf Leo Thun wirkte damals noch im grossartigen

Sinne als Unterrichtsminister) eine Reise nach Litauen unternahm, um dort die älteste und reinste der heute lebenden indogermanischen Sprachen aus dem Munde des Volkes zu lernen. Frucht dieser Reise war ein vortreffliches Handbuch der litauischen Sprache, welches noch lange ein unentbehrliches Werk für jeden Linguisten sein wird. Differenzen gelehrter und politischer Art mit den Tschechen veranlassten ihn, 1857 Prag zu verlassen und sich nach Jena zu begeben, wo er bis zu seinem allzufrühen Tode (6. Dec. 1868) als ausserordentlicher Professor wirkte, denn leider brachte es der im Auslande hochberühmte Mann in Jena weder zum Ordinarius noch zu einer sorgenfreien Existenz, sondern bloss zum Hofrathstitel und wurde in den letzten Jahren seines Lebens nur durch Arbeiten für die russische Akademie vor drückenden Sorgen und Entbehrungen geschützt. Wenn Renan mit Recht sagt, dass eine kleine deutsche Universität mit ihren pedantischen Professoren und hungernden Privatdocenten viel mehr für die Wissenschaft leistet, als die bestbepfründeten analogen Institute anderer Länder, so ist doch ebenso wahr, dass diese Gelehrten häufig ihre wichtigsten Arbeiten aus Mangel an ein paar hundert Thalern oder Gulden nicht ausführen können, weil der herrschende deutsche Bureaokratismus in gründlicher Missachtung alles nicht direct brodtragenden Wissens überall der gleiche ist und namentlich heutzutage der Geschmack herrscht, lieber 20 Millionen für Soldaten, als 200 fl. für einen wissenschaftlichen Zweck zu opfern.

Schleicher, obgleich studirter Philolog, war doch seinem Wesen nach nur Linguist, und wie weiland in Fr. A. Wolf die definitive Scheidung der Philologie von der Theologie, so hatte sich in ihm die Scheidung der Linguistik von der Philologie vollzogen, die Sprache und die Sprachen waren ihm nicht, wie dem Philologen, Mittel zum Zwecke, sondern der Zweck selbst und so kam es, dass er sich vorzugsweise

nicht mit den Sprachen beschäftigte, die wie Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, Germanisch, Romanisch, reiche und ästhetisch hervorragende Literaturen besitzen, sondern mit den litoslawischen, die keine irgend selbstständige ältere Denkmäler besitzen, dagegen von eminenter linguistischer Wichtigkeit an sich und besonders für das tiefere Verständniss des Germanischen sind, dem sie nach dem Sanskrit die reichste Fundgrube für etymologische Forschung, wie für die Lehre von der Formenbildung darbieten, während die uns am besten bekannten und literarisch wichtigsten klassischen Sprachen viel weniger reiche und sichere Ausbeute gewähren. Auf diesem Gebiete liegt Schleichers Bedeutung und Hauptverdienst in materialer Beziehung. Leider hat der Tod die grossartig angelegten Arbeiten unterbrochen, die ihm die Petersburger Akademie für die Gesammtheit der slawischen Sprachen anvertraut hatte, und konnte er nur das ausgestorbene Elbslawische (Polabische) zu einem wenigstens vorläufigen Abschlusse bringen. Er selbst hielt diese seine letzte Arbeit für seine gelungenste, eine Ansicht die, wie zur Steuer der Wahrheit nicht verschwiegen werden darf, von sehr kompetenter Seite nicht vollkommen getheilt wird, weshalb das Endurtheil bis zum Erscheinen der Schrift ausgesetzt bleiben muss. Sollte es minder günstig ausfallen, so dürfte diess eben wieder in dem Zurücktreten der eigentlichen philologischen Disciplin bei Schleicher begründet sein, welche für die allseitige Behandlung ausgestorbener Sprachen, wie die polabische, kritische, paläographische und antiquarische Untersuchungsmethoden an die Hand gibt, zu denen er nach seiner ganzen streng linguistischen Anlage und Bildung weniger geartet und geschult war. Daraus erklärt sich auch, wesshalb seine einzige eigentlich philologische Arbeit, die Ausgabe des einzigen litauischen Klassikers, der Jahreszeiten von Donalicius, den er (nach Nesselmann irrig) in Donalaitis zurück lituanisirte, wohl in sprachlicher, aber

nicht in textkritischer Beziehung genügend ausfiel und eine neue Bearbeitung (sie ist von Nesselmann) nothwendig machte. Es kann darin kein Tadel für Schleicher gefunden werden, denn welcher Gelehrte ist nach allen Richtungen gleich gewachsen und welcher hat nicht da und dort die Grenzen seines eigensten Könnens in bester Absicht überschritten? So ist denn auch sein Buch über die deutsche Sprache da am schwächsten, wo es die philologischen Errungenschaften der Germanistik zu verwerthen hat, am gelungensten in linguistischer Darstellung. Seine Annahme von einem Auftacte innerhalb des Verses wird kein kritischer Metriker auch nur für einen Augenblick gebilligt haben.

Zum Ersatze für solchen Entgang besass er andere, für seine Richtung ganz besonders ins Gewicht fallende Begabungen. Vor allem eine seltene und wundervolle Leichtigkeit, sich die schwersten lebenden Sprachen, worunter für uns Deutsche in erster Linie die slawische und litauische gehören, mit Leichtigkeit und Correktheit anzueignen, und dieses Talent hätte sicher noch viel bedeutendere Resultate gebracht, wenn er es bei glücklicher äusserer Lage und längerem Leben im ungeheuren litoslawischen Sprachgebiete der drei östlichen Kaiserreiche ausgiebig hätte verwerthen können. Dass er bei seinen Forschungen die Etymologie (im modernen Sinne des Wortes) ausschloss und sich überwiegend mit Untersuchung der lautlichen Elemente und ihrer Umwandlungen, dann der Flexion und Wortbildung, der Verwandtschaftsgrade der Sprachen und endlich mit der sogenannten indogermanischen Ursprache beschäftigte, ging aus einer Grundrichtung seines Geistes auf das sichere, klare, organisch zusammenhängende, mit einem Worte auf die Entwicklungsgeschichte der Sprachkörper hervor. Die Etymologie ist eine zweitheilige Wissenschaft, sie fordert überall gleiche Betrachtung des geistigen, wie des physischen Elementes, ideal gefasst ist sie die Entwicklungsgeschichte

des menschlichen Anschauens, Fühlens und Denkens in den Völkerindividuen und Völkerfamilien der Erde. Daher ihre incommensurable Bedeutung für die Geisteswissenschaft, ihre unerschöpfliche Anziehungskraft auf der einen Seite, auf der andern aber auch ihre ungemeine Schwierigkeit und Unsicherheit und der endlose oft bis zum Widerwärtigen gehende Missbrauch, in den phantastische und dilettantische Köpfe zu verfallen pflegen. Etymologien sind in der Linguistik, was Conjecturen in der Philologie, sie entstehen und vergehen nach Myriaden, wie die Natur eine Ueberzahl von Thier- und Pflanzenkeimen producirt, von denen nur ein kleiner Bruchtheil zu wirklicher Entwicklung gelangt. Solche Betrachtungen können nicht hindern, dass es im geistigen Getriebe, wie im Naturleben, vollständig beim Alten bleibe, aber sie können einen nüchternen und auf streng geschlossene und scharf abgegränzte Ziele gerichteten Forscher bestimmen, in seine Thätigkeit nur das absolut Nothwendige von Etymologie oder Conjecturalkritik aufzunehmen. Als Hauptresultat dieser Richtung haben wir Schleichers Compendium der vergleichenden Grammatik (Weimar 1861—62 in erster, gegenwärtig in 3. Auflage angekündigt) zu betrachten, ohne Zweifel sein berühmtestes, verbreitetstes und fruchtbarstes Werk, eben durch seine hervorragendsten Eigenschaften, Deutlichkeit, klare und knappe Fassung, höchst sichere Auswahl des Materials mit möglichst behutsamer Ausschliessung alles Unsicheren und Problematischen. Wenn auch kein Kundiger behaupten wird durch Schleichers Compendium sei Bopps unsterbliches, grundlegendes Werk antiquirt oder übertroffen, so bleibt doch gewiss, dass sein Compendium als erster Versuch, von den neugewonnenen sicheren Resultaten einer allseitig und rastlos betriebenen Wissenschaft die Summe zu ziehen und das Facit in zweckmässigster Form allgemein lehrhaft zu machen, als würdiger Nachfolger von Bopps vergleichender Grammatik dasteht. Bei ihm ist die Sprachforschung bereits

um viele Grade der Naturforschung näher gerückt, als bei Bopp, ja er fasst sie selbst bereits als Naturforschung auf, und wer der neueren Richtung dieser Disciplin aufmerksam gefolgt ist, wird nicht verkennen können, dass diese Auffassung tief im Geiste unserer Zeit liegt, die den Weg zur höheren Bildung der Zukunft nicht mehr in der so lange vergeblich gesuchten Vermittlung zwischen Theologie und Philosophie, sondern in harmonischer Cultur der Geistes- und Naturwissenschaft suchen wird, wo dann freilich so mancher, der von Bau und Geschichte seiner Muttersprache nicht mehr als ein Dorfschulmeister, von Physik und Chemie nicht mehr als seine Köchin versteht, nicht länger zu den wissenschaftlich Gebildeten gezählt werden dürfte.

Mit dieser naturforschenden Richtung Schleichers hängt zusammen, dass er wirklich einen Zweig der Naturkunde, die Botanik, practisch als Blumenzüchter und theoretisch als Mikroskopiker und zwar beides mit der ganzen Leidenschaft seines ersten Wesens betrieb.

Schleicher's Character stimmte zu seiner wissenschaftlichen Richtung. Er war bieder und zuverlässig, aber schroff und abstossend, daher nur von wenigen Freunden und Schülern näher gekannt und geliebt, in der Politik, wie in der Wissenschaft ein Radicaler. Solche eigengeartete Männer sind in Deutschland, wie überall, selten und ihre Laufbahn pflegt keine rosenbestreute zu sein.

Friedrich Gottlieb Welcker

wurde am 4. November 1784 zu Grünberg im Grossherzogthum Hessen als Sohn eines Landpfarrers geboren. Sein Vater, ein Mann von gründlicher classischer Bildung, gab

ihm eine so treffliche Erziehung, dass der junge Welcker, ohne ein Gymnasium besucht zu haben, ungewöhnlich vorbereitet die Universität Giessen beziehen konnte. Hier widmete er sich dem Studium der Theologie und betrieb nebenbei fast ohne Lehrer alte und neue Sprachen. Noch nicht zwanzig Jahre alt wurde er 1803 am Pädagogium zu Giessen angestellt und begann gleichzeitig seine akademische Thätigkeit mit Vorlesungen über das alte Testament.*) Um Italien besuchen zu können, nach welchem Lande es ihn längst bei seiner schwärmerischen Liebe für alte Kunst und Poesie gezogen hatte, nahm er Urlaub und verblieb zwei Jahre in Rom, wo er im Hause Wilhelms von Humboldt, des damaligen preussischen Gesandten, der zugleich Geschäftsträger für Hessen-Darmstadt war, als Hauslehrer eine Aufnahme fand. In Rom war besonders der enge Verkehr mit Zoëga für Welcker von nachhaltigem Einfluss. Ein Jahr nach seiner Zurückkunft in die Heimat (1809) wurde er zum ordentlichen Professor der Philologie und Archäologie in Giessen ernannt, ohne seine Lehrstelle am Pädagogium aufzugeben. Für diese Anstalt schrieb er 1810 ein gedankenreiches Programm über Anleitung der Schüler zu eigener Erfindung, das im 5. Bande seiner kleinen Schriften einen erwünschten Wiederabdruck gefunden hat. Im J. 1815 nahm Welcker als Freiwilliger an dem Feldzug gegen Frankreich Antheil; den nächsten Winter verlebte er in Kopenhagen, um Zoëga's literarischen Nachlass zu ordnen und zur Herausgabe vorzubereiten. Bald nach der Heimkehr aus Kopenhagen fand seine Charakterstärke Gelegenheit eine erste Probe zu bestehen. Um seinen politischen Ueberzeugungen nichts zu vergeben, denen er auch bei späteren Anfechtungen

*) Wenigen Verehrern Welckers wird es bekannt sein, dass von ihm noch im J. 1809 eine Uebersetzung der Elegien des Jeremias mit Commentar erschienen ist.

immer mit männlichem Muthe treu geblieben ist, sah er sich veranlasst, seine Entlassung in Giessen zu nehmen, erhielt aber noch in demselben Jahre einen Ruf nach Göttingen. Eine noch grössere Wirksamkeit eröffnete sich ihm durch die 1819 erfolgte Berufung an die neu gegründete Universität zu Bonn, für die er auch zum Oberbibliothekar ernannt wurde. Dass ein Mann von dem Umfang und der Vielseitigkeit des Wissens, wie Welcker besass, bei der beneidenswerthen Aufgabe, die Grundlage einer grossen wissenschaftlichen Bibliothek zu schaffen, bedeutendes geleistet hat, erscheint fast als selbstverständlich; dafür gebührt die Anerkennung ebenso sehr einer erleuchteten Regierung, die für einen wichtigen Posten mit sicherem Blicke den rechten Mann zu finden gewusst hat. Aber ganz allein gebührt Welcker das Verdienst für eine andere Schöpfung, für die Begründung des akademischen Kunstmuseums, das unter seiner und später Jahns Leitung das erste in seiner Art geworden ist. Welcker war der erste, der die Nothwendigkeit erkannte, für akademische Zwecke ein Antikenmuseum einzurichten; er hat mit dieser Schöpfung ein Denkmal hinterlassen, durch das Bonn immer eine der ersten Lehrstätten für archäologische Studien verbleiben wird. Seine akademische Thätigkeit erhielt noch einmal eine längere Unterbrechung durch eine neue im J. 1841 nach Italien unternommene Reise, die sich diesmal bis nach Griechenland und Kleinasien ausgedehnt hat. Nachdem Welcker noch das seltene Glück erlebt hatte, am 16. Oktober 1859 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum als ordentlicher Universitätsprofessor feiern zu können, bei welcher Gelegenheit ihm die sprechendsten Beweise allseitiger Verehrung zu Theil wurden, musste er sich in Folge eines Augenleidens von seiner öffentlichen Thätigkeit zurückziehen. Dass aber sein geistiges Auge noch nicht erstorben war, das beweist seine bis in das höchste Greisenalter fortgesetzte literarische Thätigkeit. Der seltene

Mann vollendete sein irdisches Tagewerk am 17. Dezember 1868.

Welcker hat durch eine grosse Reihe umfangreicher und epochemachender Werke seinem Namen als dem eines der sinnigsten und geistvollsten Alterthumsforscher ein dauerndes Andenken gesichert. Wie vielseitig auch seine Schriften erscheinen, so steuern sie doch alle nach einem Ziele hin, das poetische Leben des griechischen Volkes nach seinen verschiedenen Richtungen zu durchdringen und in der Einheit des hellenischen Geistes zu erfassen. Da Poesie und Kunst der Hellenen mit der Religion in so innigem Zusammenhange stand, musste die Ergründung der griechischen Mythologie eine der Hauptaufgaben für Welckers forschenden Geist werden. Keinem vor ihm ist es gelungen, die geschichtliche Entstehung der griechischen Religion in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen und Umbildungen so tief zu erfassen und die eigenthümlichen Formen, in denen sich Cultus und Glauben in den einzelnen Staaten gestaltet haben, so scharf und genau darzustellen. Da Welcker in den Schöpfungen der Kunst und Poesie das Walten ein und desselben Geistes erkannte, war er mehr als irgend einer seiner Vorgänger darauf bedacht, die verschiedenen Gebiete des Alterthumsforschung in einen innigen Zusammenhang zu bringen. In seinen grossartigen der Literaturgeschichte gewidmeten Werken, in denen er über das Epos, Drama und die Lyrik der Griechen ganz neue und ungeahnte Gesichtspunkte erschlossen hat, wies er nach, wie sehr sich die trümmerhafte Kenntniss der griechischen Poesie aus den Denkmälern der Kunst ergänzen und erweitern lässt. Hinwiederum wurde durch eben diese so ideenreichen Arbeiten auch das tiefere poetische Verständniss der griechischen Kunstwerke eigentlich erst erschlossen und ihr inniger Zusammenhang mit der Poesie mit feinem und sinnigem Blicke nachgewiesen. Ein solches Erfassen war aber nur durch einen Geist möglich, der selbst ein tief poetischer war.

In der Begrüssungsschrift der Bonner Universität zum Jubilaeum Welckers hat Ritschl sein Wesen ebenso treffend als schön bezeichnet, indem er ihn einen 'vates divino spiritu afflatus' nannte. Aus dem Innersten heraus, oft mit Ueberspringung gewisser Mittelglieder, für welche die gewöhnliche Kritik nach factischen Beweisen zu fragen pflegt, weiss er mit Seherblick das Wahre zu erschauen und zu ahnen. Dadurch war aber auch Welckers Methode wesentlich bedingt. Seine Schriften lesen sich nicht leicht und sind oft schwer zu verstehen; manches in ihnen erscheint dunkel, auch fehlt es nicht an Irrthümern und Verstössen im Einzelnen; aber wo er auch geirrt hat, ist auch sein Irrthum als aus tiefpoetischer Anschauung hervorgegangen in der Regel belehrend. Das Studium von Welckers Schriften ist kein leichtes, aber ungemein belohnend; denn sie werden für jeden, der in sie eindringt, eine unerschöpfliche Fundgrube geistiger Anregungen und fördernder Gesichtspunkte verbleiben. Soll man Welckers Verdienst um die Alterthumskunde mit einem kurzen Wort bezeichnen, so darf man mit einem kundigen Schüler und Fachgenossen sich unbedingt dahin aussprechen, dass was Winckelmann für die formale Seite der alten Kunst, das gleiche Welcker für ihre poetische Seite geleistet hat.

Nur ein Monat nach Welckers Tode folgte ihm in das Grab ein Geistesverwandter

Karl Wilhelm Götting,

gleichfalls ein hochgeachteter Name unter den Alterthumsforschern dieses Jahrhunderts.

Am 19. Januar 1793 zu Jena geboren vollendete Götting seine Gymnasialstudien auf dem Gymnasium zu Weimar, das

damals unter seinen Lehrern einen Franz Passow und Johannes Schulze zählte. Durch die anregende Einwirkung dieser Männer für das Alterthum begeistert, begann er seine philologischen Studien auf der Universität seiner Vaterstadt; eine Unterbrechung führte die Theilnahme an dem Krieg gegen Frankreich herbei, den der junge Götting im J. 1814 in einem berittenen Corps freiwilliger sachsen-weimarischer Jäger mitmachte. Nach Beendigung des Feldzuges begab er sich noch ein Jahr nach Berlin, um sich unter den grossen Philologen Fr. Aug. Wolf, Boeckh und Buttmann noch weiter auszubilden. Hierauf wirkte er mehrere Jahre als Lehrer auf dem Gymnasium zu Rudolstadt und als Director auf dem zu Neuwied, von welcher Stellung er 1821 freiwillig zurücktrat. Im nächsten Jahre wurde er zum ausserordentlichen Professor in Jena ernannt, 1826 zum Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek, 1831 zum ordentlichen Professor. Gediegene wissenschaftliche Leistungen und eine höchst erfolgreiche akademische Thätigkeit hatten Göttings Namen rasch in weiteren Kreisen bekannt gemacht und ihm wiederholte ehrenvolle Berufungen eingebracht, nach Schulpforta als Director, als akademischer Lehrer an die Universitäten zu Berlin, Göttingen und Tübingen. Er lehnte jedoch alle diese zum Theil unter sehr vortheilhaften Bedingungen ergangenen Berufungen ab, aus Liebe zu seiner Vaterstadt, der seine Wirksamkeit fast ein halbes Jahrhundert angehört hat. Bei seinen vielseitigen Kenntnissen und geselligen Vorzügen eine Seele des akademischen Lebens zu Jena hatte er auch noch das Glück, seine körperliche und geistige Rüstigkeit bis in das hohe Greisenalter zu bewahren; eben hatte er die Ordnung und Durchsicht einer dritten Sammlung seiner kleinen akademischen Schriften vollendet, als er am 20. Januar 1869 in einem Alter von 76 Jahren seiner segensreichen Wirksamkeit entrissen wurde.

Sowohl der äussere Lebensgang wie die geistige Richtung

Göttlings erinnern unwillkürlich an Welcker. Beide hatten in früher Jugend den Ernst des Lebens im Waffendienste für das Vaterland kennen gelernt. Beide fanden Gelegenheit, für die Universität, welcher die Hälfte ihres Lebens angehörte, nicht bloß auf dem Katheder, sondern auch als Bibliothekare sich hohe Verdienste zu erwerben. Welcker war durch seine Liebe zur Kunst und Poesie noch in jungen Jahren nach Italien geführt worden und hatte die auf classischen Boden gewonnenen Anschauungen mit der ganzen Vollkraft jugendlicher Frische und Begeisterung in sich aufgenommen: auch Göttling fühlte sich von der gleichen Sehnsucht ergriffen, die Stätten des classischen Alterthums und die Hauptmuseen Europas aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er studierte die reichen Antikensammlungen zu Paris und London, bereiste 1828 Italien und Sicilien, 1840 Griechenland und auf dem Rückweg zum zweitenmale Italien, 1852 durchwanderte er nochmals Griechenland und sah diesmal auch Constantinopel. Welcker war von Haus aus Archäolog, Göttling wurde es durch den fesselnden Eindruck, den die lebendige Anschauung so vieler Denkmäler der alten Kunst in seinem empfänglichen Geist erzeugt hatte. Auch darin eiferte er seinem grossen Mitforscher nach, dass auch er 1845 ein Kunstmuseum in Jena begründete, das im Umfange zwar mit dem in Bonn nicht zu vergleichen, aber doch so ansehnlich geworden ist, dass keine kleinere deutsche Universität sich eines gleich schönen erfreut. Welcker hatte über mehr Mittel zu verfügen und erwarb durch den Ruhm seines Namens viele kostbare Geschenke für sein Museum; Göttling ersetzte die Unzulänglichkeit seiner Mittel durch edle Aufopferung, indem er die Erträgnisse von Vorlesungen, die er und gleichgesinnte Freunde vor gebildeten Kreisen Jena's wiederholt veranstalteten, zur Bereicherung seiner Lieblingsschöpfung verwendete. Welckers poetischer Geist verrieth eine innere Verwandtschaft mit dem hellenischen,

in Götting sprudelte attischer Witz und Heiterkeit, die den Verkehr mit ihm zu einem so ungemein genussreichen machten. Endlich war beiden Gelehrten eine seltene Lebensdauer beschieden, Götting insofern noch glücklicher denn Welcker, als er körperliche Gebrechlichkeit erst in den allerletzten Jahren seines langen Lebens zu fühlen anfieng.

Was seine literarische Thätigkeit betrifft, so war sie in den früheren Jahren seiner akademischen Wirksamkeit eine sehr fruchtbare. Rasch folgten aufeinander die Ausgaben des sogenannten Theodosios *περὶ γραμματικῆς* (1822), der Politik des Aristoteles (1824) und der Oekonomika (1830), der Gedichte des Hesiod (1831 und 1843), und die gründliche Monographie über den griechischen Accent (1835). Seine nächsten Schriften, die Geschichte der römischen Staatsverfassung bis auf Caesars Tod (1840) und die XV römischen Urkunden (1845) waren der Erforschung der römischen Antiquitäten gewidmet. Damit schloss die Reihe der grösseren Arbeiten Göttings; dass jedoch seine schriftstellerische Thätigkeit nicht versiegte, dafür war durch seine Stellung als Professor eloquentiae der Universität gesorgt. Diese akademischen Gelegenheitsschriften, *Opuscula academica*, die Götting selbst noch in drei stattlichen Bänden gesammelt hat (1851, 1864, 1869) und sich in bunter Fülle fast auf alle Gebiete der griechischen und römischen Alterthumskunde erstrecken, geben ein rühmliches Zeugniß von der Vielseitigkeit, dem feinen Geschmacke und dem überall selbständigen Urtheil ihres Verfassers.

Ludwig von Jan,

geboren zu Castell am 2. Juli 1807, wo sein Vater gräflicher Kanzleidirector war, erhielt seine erste Vorbildung auf dem Gymnasium zu Wertheim, unterzog sich aber, nachdem er sich für das Studium der Philologie entschieden hatte, noch einer zweiten Maturitätsprüfung an dem Gymnasium zu Würzburg, um dereinst in bayerische Dienste treten zu können. Hierauf begab er sich im Herbste 1825 nach München, wo er am Lyceum und seit 1826 an der Universität seine höheren Studien hauptsächlich unter der Leitung von Thiersch vollendete. An Thiersch hatte Jan nicht blos einen höchst anregenden und begeisterten Lehrer, sondern auch einen warmen Freund gefunden, dem er das in ihn gesetzte Vertrauen mit wahrhaft kindlicher Pietät bis zu dessen Tode aufs treueste gelohnt hat. Im J. 1822 wurde v. Jan an das neu organisierte Gymnasium zu Schweinfurt berufen, dem seine Thätigkeit volle neun und zwanzig Jahre angehört hat, bis ihm endlich die längst verdiente Beförderung zum Gymnasialrector in Erlangen zu Theil ward. Doch nicht lange sollten Lehrer und Schüler sich eines so eifrigen und humanen Vorstandes erfreuen. Im Juni des J. 1868 erhielt v. Jan die erschütternde Nachricht, dass sein dritter Sohn, der als Bataillonsarzt den Feldzug des J. 1866 mitgemacht und sich nach dessen Beendigung zu seiner weiteren Ausbildung nach Prag und Wien begeben hatte, am Abend vor seiner Abreise von Wien durch eine tragische Verkettung unseliger Umstände seinen Tod in den Wellen der Donau gefunden hatte. Dieser entsetzliche Schlag brach das Herz des zärtlichen Vaters; kein Jahr vergieng, so folgte auch er am 11. April 1869 dem hoffnungsvollen Sohne in die ewige Heimat.

Auf die literarische Thätigkeit Ludwigs von Jan übte einen bestimmenden Einfluss die Versammlung deutscher Natur-

forscher, die 1827 in München tagte. Auf ihr wurde der Gedanke angeregt, mit gemeinsamen Kräften eine kritisch berichtigte und erklärende Ausgabe von der grossen Naturgeschichte des Plinius herzustellen. Zwei Männer, deren Ansichten sonst sehr weit auseinandergingen, Oken und Thiersch, begegneten sich damals in éinem Brennpunkt, in dem Feuereifer, mit dem sie die angeregte Idee verfolgten. Zunächst galt es die Vorarbeiten des grossen Werkes, von dem nur der philologische Theil zu Stande gekommen ist, zu beschaffen. Dem Vertrauen und Einfluss von Thiersch verdankte es v. Jan, dass er dazu ausersehen wurde, die Handschriften des Plinius in den Bibliotheken von Italien und Paris zu vergleichen. Von seiner längeren Reise zurückgekehrt, erwarb er sich 1830 den Doctorgrad durch eine Abhandlung über Plinius, in welcher er einen Bericht über die Ausbeute seiner Reise erstattete und zuerst die Vermuthung aussprach, dass das Werk des Plinius, wie es in den bisherigen Ausgaben schloss, nicht vollständig sein könne, eine Vermuthung, die durch den Bamberger Codex ihre glänzende Bestätigung erhalten hat. Aus dem Umstande dass v. Jan erst geraume Zeit, nachdem er seine Hauptcollationen beendet hatte, auf diese wichtige Handschrift, ohne welche die sechs letzten Bücher des Plinius nie lesbar geworden wären, geführt worden ist, ergibt sich von selbst, dass bei den Vorbereitungen für das grosse Unternehmen eine gewisse Ueberstürzung, nicht die nöthige Umsicht obgewaltet hat. Das zeigt sich auch darin, dass mit der Besorgung des Textes der neuen Ausgabe der Dresdner Gelehrte Sillig betraut wurde; denn da der grössere Theil der Verbesserungen in Silligs Ausgabe von Jan herrührt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass man seinen Händen mit besserem Fug die Verarbeitung des gesammelten Materials anvertraut hätte. Aber wenn er auch nicht der Bearbeiter der grossen kritischen Ausgabe geworden ist, so hat er doch seinen Plinius nie

wieder aus den Händen gelegt. Jan's Arbeiten auf der Bamberger Bibliothek und seine vieljährige Beschäftigung mit Handschriften führten ihn hierauf auf den Philosophen Seneca; nach schönen Vorarbeiten fasste er den Plan zu einer kritischen Ausgabe dieses Schriftstellers, gab ihn aber leider auf, als er erfuhr, dass Fickert in Breslau schon seit längerer Zeit mit der gleichen Arbeit beschäftigt sei; man darf wohl sagen leider; denn Fickerts Ausgabe des Seneca kann fast als Muster gelten, wie man eine kritische eines alten Autors nicht zu bearbeiten hat. Von diesem Plane abgekommen wendete v. Jan seine Thätigkeit dem vernachlässigten Macrobius zu, für welchen Schriftsteller er mit eisernem Fleisse ein staunenswerthes Material aufgebracht hat. In seiner sehr verdienstlichen Ausgabe, die in zwei starken Bänden 1848 — 1852 erschienen ist, hat er sich auch nicht die Mühe verdriessen lassen, mit dem kritischen Commentar einen vollständigen exegetischen zu verbinden, und so die Form einer Bearbeitung gewählt, die für alle Schriftsteller der späteren Zeit, die nur selten gedruckt werden, massgebend sein sollte. Ein weiterer Plan von Jans, mit Unterstützung der hiesigen Akademie einen sachlichen Commentar zu Plinius herauszugeben, ist nicht zur Ausführung gekommen, wohl aber lieferte er noch eine Textausgabe desselben in der bekannten Teubner'schen Bibliothek, die 1854 — 1865 in sechs Bänden erschienen ist. Eine zweite Bearbeitung des ersten Bandes hat er noch vollendet, aber nicht mehr ihren Druck erlebt. Da der Schriftsteller, dem Ludwig von Jan seine Hauptthätigkeit gewidmet hat, ein ebenso umfangreicher als schwieriger ist, und da er für dessen Verbesserung und Erklärung sich ganz unbestrittene Verdienste erworben hat, so wird auch in kommenden Zeiten sein Name unter den verdienten Philologen des neunzehnten Jahrhunderts immer mit Achtung genannt werden.

Otto Jahn

wurde am 16. Juni 1813 zu Kiel geboren, wo sein angesehener Vater die Stelle eines Landessyndicus bekleidete. Nachdem er in seiner Vaterstadt seine Gymnasialbildung erhalten und in Schulpforta vollendet hatte, besuchte er die Universitäten Kiel, Leipzig und Berlin und betrieb unter der Leitung von Nitzsch, Gottfr. Hermann, Boeckh und Lachmann vorzugsweise philologische Studien. Da in den Kreisen, in denen Jahn seine erste Jugendzeit verlebt hatte, die Musik eine reiche Pflege fand, war das entschieden musikalische Talent des Knaben schon frühzeitig geweckt worden; in den Jünglingsjahren ward keine Gelegenheit versäumt, es weiter auszubilden. Lange schwankte Jahn, ob er ganz die künstlerische Laufbahn einschlagen sollte; der Wunsch seines Vaters, der Rath Dehns, seines Lehrers in der musikalischen Composition, und der gewaltige Einfluss Karl Lachmanns entschieden endlich dafür, die wissenschaftliche Laufbahn vorzuziehn.

Nachdem sich Jahn im J. 1836 durch eine Abhandlung über Palamedes den Doctorgrad in Kiel erworben und den nächsten Winter in Kopenhagen verlebt hatte, unternahm er durch ein Stipendium der dänischen Regierung unterstützt eine grössere Reise nach Frankreich, der Schweiz und Italien, theils um sich weiter auszubilden, theils um das nöthige Material für seine beabsichtigte Bearbeitung der römischen Satiriker zu sammeln. In Paris fand nicht blos sein musikalischer Enthusiasmus im Besuche von Opern und Concerten die reichste Sättigung, sondern es ward auch zuerst sein künstlerischer Sinn durch die Antikensammlungen der Weltstadt zu archäologischen Studien angeregt. Diese fortzubetreiben und zur hauptsächlichen Lebensaufgabe zu machen bestimmte bei längerem Aufenthalt in Rom der ergreifende Eindruck seiner Kunstdenkmäler, die anregende Betriebsamkeit

des archäologischen Instituts und die ermunternde Zusprache Emil's Braun, des kunstbegeisterten Sekretärs des Instituts. Schon frühzeitig ein leidenschaftlicher Büchersammler erwarb Jahn in Rom den für lateinische Inschriftenkunde bedeutenden Nachlass von Olaus Kellermann, dem er ein schönes Denkmal in seinem Specimen epigraphicum in memoriam Olai Kellermanni (Kiel 1841) gesetzt hat.

Von seiner Reise reich an neuen Anschauungen und Erwerbungen zurückgekehrt begann Jahn seine akademische Wirksamkeit zuerst in Kiel, wurde hierauf Professor in Greifswald und nach dem Tode des der Wissenschaft zu früh entrissenen Wilhelm Adolf Becker in Leipzig, wo er in Verein mit seinen intimen Freunden Haupt und Mommsen eine sehr fruchtbare Thätigkeit entwickelte. Leider ward ihr bald ein Ziel gesetzt durch den Ausbruch der politischen Stürme der Jahre 1848 und 49. Der rege Antheil, den die drei Freunde an den Bewegungen für eine deutsche Einheit nahmen, hatte bekanntlich die Folge, dass sie ihrer akademischen Thätigkeit enthoben wurden. Der unfreiwilligen Musse, in die sich Jahn dadurch versetzt sah, ist es zu danken, dass die prachtvolle Vasensammlung Königs Ludwigs I an Jahn den kundigsten Beschreiber gefunden hat. Ausserdem wurde ein längerer Aufenthalt in Süddeutschland dazu benützt, um für die beabsichtigte Biographie des musikalischen Dreigestirns, Jos. Haydn, Mozart und Beethoven, die umfassendsten Vorstudien und Sammlungen zu machen. Erst im J. 1855 wurde Jahn durch die Berufung nach Bonn seiner akademischen Thätigkeit wieder zurückgegeben. Er hat das seinige redlich gethan, den Glanz der Bonner philologischen Schule, die Welcker's grosses Vorbild und Ritschl's eminente Lehrgabe so sehr gehoben hatten, zu erhalten und zu vermehren. Das von Welcker geschaffene akademische Kunstmuseum erfreute sich unter Jahn's Leitung überaus reichen Zuwachses, das von ihm begründete archäologische

Seminar wurde Muster für ähnliche Einrichtungen auf anderen Universitäten. Daneben gieng die schriftstellerische Thätigkeit in fast unerschöpflicher Fülle fort und steigerte sich in den letzten Lebensjahren Jahns zu einer solchen Höhe, dass sie fast als ein Vorbote baldigen Hinscheidens erscheinen musste. In diese Jahre fällt ausser einer grossen Anzahl von Monographien die Sammlung seiner biographischen und musikalischen Essays (Leipzig 1866) und der populären Aufsätze aus der Alterthumswissenschaft (Bonn 1868). Manches mochte zusammengewirkt haben, um die Kraft des so starken Mannes plötzlich zu brechen, die lähmende Nachwirkung schwerer häuslichen Schläge, die ihn betroffen hatten, eine geistige Ueberanstrengung, die bei den fast drakonischen Gesetzen, die er als Schriftsteller sich aufgelegt hatte, nicht Wunder nehmen kann, vielleicht auch die zu späte Erkenntniss, dass der mit Leidenschaft geführte Kampf, der mit Ritschl's Ausscheiden von Bonn endete, der Universität doch einen schweren Schlag versetzt hatte. Fast zum Skelete geworden setzte Jahn doch noch seine Vorlesungen im Sommer des J. 1869 bis zum nahen Semesterschlusse fort, ordnete hierauf sein Haus und liess sich zu Verwandten nach Göttingen geleiten, in deren zärtlicher Pflege der rastlose Mann nach kurzem Krankenlager am 9. September seine irdische Ruhe gefunden hat.

In wie verschiedenen Gebieten auch Otto Jahn gearbeitet hat, als Philolog und Archäolog, als musikalischer Kritiker und Geschichtschreiber, als Biograph und deutscher Literatur-Historiker, so tragen doch seine sämtlichen schriftstellerischen Leistungen ein festes gemeinsames Gepräge. Sie zeichnen sich alle durch die solideste Gelehrsamkeit aus, durch sichere Beherrschung des ganzen einschlägigen Stoffes, durch strenge sich nie genügende Forschung, durch geschmack- und lichtvolle Darstellung, endlich durch das Bestreben einer jeden Leistung, ob gross oder klein, die höhere Weihe einer

künstlerischen Schöpfung zu verleihen. Fast möchte man bedauern, dass sich Jahn auch für kleinere Arbeiten so strenge Gesetze vorgeschrieben hat. Denn da er so vieles unternahm und in jeder literarischen Arbeit ein nach Form wie Inhalt abgerundetes Meisterwerk zu liefern bestrebt war, musste ihm zuletzt die Zeit gebrechen, um auch auf dem Gebiete der Archäologie und Philologie ein grösseres durchgreifendes Werk wie in der musikalischen Literatur seinen Mozart zu hinterlassen. Aber dass ihm über dem Detail nicht der Sinn für das Ganze abhanden gekommen ist, zeigt eben die Art, wie er jede Studie ausgeführt hat, die ohne sichere Beherrschung des ganzen Gebietes nicht möglich gewesen wäre. Jahn war Philolog im besten Sinne des Wortes und hat, wie er sich selbst rühmt, die Strenge philologischer Methodik auch auf andere Gebiete übertragen, das heisst er hat, wie sich Mommsen in seinem seelenvollen Nachruf in der archäologischen Zeitung unvergleichlich treffend ausdrückt, „die rücksichtslos ehrliche, im Grossen wie im Kleinen vor keiner Mühe scheuende, keinem Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Ueberlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende, immer sich selbst und anderen Rechenschaft legende Wahrheitsforschung auf Gebiete übertragen, die bis jetzt der Dilettantismus beherrscht hatte.“

In seinen philologischen Arbeiten hat sich Jahn sowohl als tüchtiger Kritiker wie Erklärer bewährt durch seine Ausgaben des Persius und Juvenalis, des Censorinus *de die natali*, von Cicero's Brutus und Orator, des Florus, der *Periochae* des Livius etc. Die diesen Ausgaben vorangeschickten Einleitungen haben hohen Werth für die Literaturgeschichte, für die Jahn auch in seinen Abhandlungen über römische Encyclopädien und über die Subscriptionen in den Handschriften römischer Classiker sehr schätzbare Beiträge geliefert hat. In seinen letzten mit griechischen Schriftwerken sich befassenden Arbeiten, den Ausgaben von Sophokles

Elektra, des Platonischen Symposion, des Longinos de sublimitate, hat er ein Muster geliefert, wie solche Schriften zur Grundlegung für akademische Vorlesungen in fruchtbringender Art zu behandeln sind.

Die schriftstellerische Thätigkeit Jahns als Archäolog ist von staunenswerthem Umfang; eine Sammlung der betreffenden grösseren und kleineren Schriften, von denen wir nur die Abhandlungen über die Ficoronische Cista, über die Lauersforter Phalerae, über den Aberglauben des bösen Blickes bei den Alten und die Darstellungen des Handwerks und Handelsverkehrs auf antiken Wandgemälden, Reliefs und Vasenbildern hervorheben, würde eine stattliche Reihe von Bänden füllen. Manche dieser Arbeiten greifen weit über die Grenzen des eigentlichen Vorwurfs hinaus, wie z. B. die Beschreibung der hiesigen Vasensammlung, deren gegen 250 Seiten des engsten Drucks umfassende Einleitung eine erschöpfende Monographie über alles Wissenswerthe auf dem Gebiete der alten Vasenkunde enthält. Zeichnen sich alle diese Arbeiten auch nicht gerade durch eine Fülle von neuen Ideen aus, so haben sie doch auf einem Gebiete, wo das Nebeln und Schwebeln der Symboliker und ein unfertiger Dilettantismus in der nächst vorhergehenden Zeit soviel Unheil angerichtet hatte, durch ihre nüchterne Solidität, durch feste und sichere Methodik der Forschung und durch erschöpfende Verwerthung des ganzen einschlägigen Materials für die innere Kräftigung der Archäologie überaus fördernd eingewirkt. Sowohl als Lehrer, wie als Schriftsteller hat Jahn sehr viele Jünger für die Archäologie gewonnen und für die erweiterte Kenntniss des antiken Kunstlebens wie wenige vor ihm beigetragen.

Da es zu der Eigenart Jahns gehörte in seinen wissenschaftlichen Arbeiten nichts zu übersehen, was irgendwie zur Aufklärung eines alten Schrift- oder Kunstwerks dienen konnte, so war er ganz besonders auch zu biographischen Darstel-

lungen berufen. Bei seiner feinen Beobachtungsgabe und seinem unermüdlichen Eifer, immer zu einem vollen Verständniss zu gelangen, wusste er jedem Charakter, den er schilderte, alle Falten des Geistes und Herzens abzulauschen und die Ergebnisse seines Sichhineinlebens in eine fremde Individualität zu einem wohlgerundeten Bilde zu gestalten. Jahns biographische Darstellungen erinnern in ihrer feinen und sauberen Ausführung unwillkürlich an die berühmten biographischen Denkmale Varnhagens von Ense, wie auch die Zierlichkeit und Sauberkeit der Schriftzüge beider Männer eine unverkennbare Aehnlichkeit aufweist. Dabei war Jahn ein entschiedener Feind aller Phrasenmacherei und alles Haschens nach rhetorischen Effecten, fast möchte man sagen in zu hohem Grade; denn eine mässige Anwendung rhetorischer Kunstmittel hätte manchmal sicherlich nicht geschadet, um der spiegelklaren Glätte seiner Darstellung mehr Wärme und Schwung zu verleihen. Charakteristisch für die Art, wie Jahn zu schaffen pflegte, ist der Vortrag, den er bei der Uhlandsfeier zu Bonn (am 11. Februar 1863) gehalten hat. Wie für seine berühmten Beiträge zur Goetheliteratur, so waren auch für diesen Zweck seine Vorstudien so gründlich und umfassend, dass der Vortrag in der Herausgabe zu einem ganz stattlichen Buche von 231 Seiten erwachsen ist. Aber was eiserner Fleiss, gepaart mit der gründlichsten Sachkenntniss zu leisten im Stande ist, das hat er als musikalischer Schriftsteller in seiner Mozartbiographie dargethan.

Dass Jahn musikalische Studien nicht etwa blos im Interesse allgemeiner Bildung, sondern aus dem inneren Bedürfniss eines angeborenen Talents und mit fachmässigem Ernste betrieben hat, das beweisen seine im Druck erschienenen Compositionen (Lieder mit Clavierbegleitung und Gesänge für vierstimmigen Chor), in denen nach dem Urtheil von Kennern neben einem feinen Stimmungsgefühl die Be-

herrschaft der musikalischen Formen und technische Satzgewandtheit überraschen *).

Grosses Aufsehen erregte Jahn's im J. 1852 erschienener Clavierauszug von Beethoven's Leonore (des späteren Fidelio), in welchem er die Compositionen der ersten und zweiten Bearbeitung dieser Oper sorgfältig zusammenstellte und diese für Beethoven's Bildungsgang und die innere Geschichte des genialen Kunstwerks höchst wichtigen Musikstücke der Vergessenheit entriss. Die gesammelten Aufsätze über Musik enthalten interessante mit scharfsinniger Combination angeordnete Einzeluntersuchungen und erregten schon bei ihrem ersten Erscheinen durch ihre wissenschaftliche Schärfe sowohl als künstlerische Sachkenntniss grosse Bewunderung.

Im J. 1856 trat Jahn mit dem ersten Bande seiner Biographie Wolfg. Amad. Mozarts hervor, 1859 war das Werk in vier starken Bänden vollendet. Nach dem übereinstimmenden Urtheile deutscher wie ausländischer Beurtheiler errang sich Jahn mit diesem Meisterwerke eine der ersten Stellen unter den musikalischen Historikern und Aesthetikern. Von dem gewissenhaftesten Studium der Quellen ausgehend verwerthete er das überreiche Material mit durchdringender Sachkenntniss unter gleichmässiger Beachtung aller einschlägigen Fragen, der specifisch künstlerischen sowohl, wie der ethischen und psychologischen, so dass Mozart als Künstler und Mensch mit voller Klarheit vor das geistige Auge des Lesers tritt. Das Werk bietet zugleich ein gutes Stück Musikgeschichte aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Denn in diese Zeit fällt, um nur die wichtigsten Momente anzudeuten, die Emancipation der Oper von der Opera seria durch Gluck, die Begründung der

*) Bei der Würdigung Jahn's als Musikschriftsteller erfreute sich der Verfasser der gütigen Beihilfe des Herrn Conservators Julius Maier.

deutschen Oper durch Mozart und die Ausbildung der selbstständigen Instrumentalmusik und Feststellung ihrer Formen durch Phil. Emmanuel Bach und Jos. Haydn. Alle diese Fragen hat Jahn mit erschöpfender Quellenkunde, mit technisch sicherem Blicke und mit plastischer Kunst der Darstellung behandelt und für sie einen so reichen Vorrath von Literatur und Hilfsmitteln beigebracht, dass sein Werk weit über die Bedeutung einer Einzelbiographie hinaus eine umfassende Quellensammlung für die Geschichte der Tonkunst in jener Epoche bietet. Aber wie hoch auch der historische Werth des Buches erscheint, so ist sein kritisch-ästhetischer doch fast noch bedeutender. Man hat mit Recht gerühmt, dass Jahn bei der Würdigung der Werke Mozarts jene Art der Betrachtung, die seit Lessing in der bildenden Kunst herrschend geworden, zuerst in das musikalische Gebiet übertragen habe. Die Analyse der Werke Mozarts eröffnet uns einen deutlichen Einblick in die Werkstätte des Meisters, indem Jahn so tief, als es menschlichem Auge vergönnt ist, in das geheimnissvolle Schaffen des Genius eindringt und uns dann wieder mit bewusster Klarheit die vollendete Schönheit eines fertigen Kunstwerks vor Augen stellt und seine Wahrheit an der Uebereinstimmung von Inhalt und Form nachweist.

Man hat es oft mit Bedauern ausgesprochen, dass Jahn nicht mehr dazu gekommen sei, auch die verheissenen Biographien von Beethoven und Joseph Haydn zu liefern. Seien wir zufrieden, dass er den einen Meister in so eingehender und umfassender Weise behandelt hat; denn dadurch ist es ihm gelungen, mit einem bis jetzt unübertroffenen Muster einer musikalischen Biographie die deutsche Literatur zu bereichern.

b) Der Sekretär der math.-phys. Classe Herr v. Kobell:

Christian Erich Hermann von Meyer,

geboren am 3. September 1801 zu Frankfurt a. M., gestorben
am 2. April 1869 ebenda.

Seit Cuvier in seinem *Recherches sur les ossements fossiles* (1813) aus Knochen und Zähnen die am Montmartre gefunden wurden, eine eigene zuvor nicht geahnte Thierwelt kennen lehrte, hat sich die Kunst aus Fragmenten und einzelnen Theilen ganze Skelette zusammensetzen und zu charakterisiren allmählig mehr ausgebildet und neue Studien der vergleichenden Anatomie herbeigeführt. Zu den eifrigsten und befähigsten Forschern auf diesem Gebiete gehörte Hermann von Meyer. Er erkannte zwar bald, dass Cuvier's Ausspruch, man könne auf dem Wege der Analogie aus einem Theil das Ganze ersehen oder ein einzelner Zahn habe ihm über das Thier allen Aufschluss gewährt, durchaus nicht von allgemeiner Geltung sei, dass er im Gegentheil höchst trügerisch und zu den seltsamsten Irrthümern führe. Das hielt ihn aber nicht ab, auf der einmal betretenen Bahn vorwärts zu gehen.

Mit welchem Fleiss er die Aufgabe erfasste, zeigt sich schon in seinem 1832 erschienenen Werke „*Palaeontologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe*“, wo er, die fossilen Fische ausgenommen, eine umfassende Uebersicht der bis dahin entdeckten vorweltlichen Wirbelthiere gegeben hat. In dieser Schrift veröffentlicht er auch zuerst sein System der fossilen Saurier nach ihren Organen der Bewegung und fügt eine Abhandlung bei über die Gebilde der Erdrinde, in denen Ueberreste von Geschöpfen gefunden worden. Er bespricht darin die Bedeutung der Versteinerungskunde

für die Charakteristik der Formationen, wie sie zuerst von Lister (1682) und William Smith (1790) dann von Cuvier und Brogniart hervorgehoben wurde. Er berücksichtigte bei seinen Studien die Vorkommnisse aller Länder, namentlich auch die von Bayern, dem Lande, von welchem er sagt, dass es beinahe die ganze Mannigfaltigkeit umfasse, mit der die Geologie ausgestattet sei. Der Muschelkalk von Bayreuth lieferte ihm aus der Sammlung des Grafen Münster mehrere neue Saurier und ebenso der Lias von Banz, in welchem er nicht nur die gewöhnlichen Versteinerungen dieser Formation, sondern alle Ueberreste erkannte, welche Bukland in Oxford aus dem Lias von Lyme Regis bekannt gemacht hat. Die von dem Herzog Wilhelm von Bayern im Schlosse zu Banz angelegte Sammlung hat ihm dazu reiches Material geboten. Die Juraformation von Solenhofen, Pappenheim und Monheim hat er eingehend studirt und in seinem Prachtwerk „die Reptilien aus dem lithographischen Schiefer des Jura in Deutschland und Frankreich“, welches er unserer Akademie bei ihrem 100jährigen Jubiläum 1859 dedicirte, äussert er, dass die seltenen Schätze Bayerns es waren, welche ihn damals vor 33 Jahren der Paläontologie zugeführt haben, einem Studium, welches ihm die erhabensten Genüsse geboten. Die Versteinerungen der Solenhofer Schiefer gaben ihm (1829) Veranlassung zur Aufstellung eines sehr seltsamen, früher vielfach misskannten Genus, welches er *Aptychus* nannte und wovon er später 8 Species bestimmte, dort entdeckte er mehrere Saurier, darunter den *Racheosaurus*, *Aeolodon*, *Gnathosaurus*, *Pleurosaurus* etc. — Der Besuch der Fundstätten von Gmünd bei Georgen — Gmünd, 6 Stunden von Ansbach, führte ihn zur Entdeckung des ersten Paläotherium ausserhalb Frankreich sowie zu seinem *Dinotherium Bavaricum* (später auch bei Steinkirchen unfern Pfaffenhofen gefunden); der Kalkstein von Ruhpolding lieferte ihm ein nach eigenenthümlichem Typus gebildetes Thier, welches er *Psephoderma*

nannte und später in analogen Formationen Italiens und Englands ebenfalls fand.

Das oben citirte Werk bildet die 4. Abtheilung seiner Fauna der Vorwelt, wovon die erste vom Jahre 1845 die fossilen Säugethiere, Vögel und Reptilien aus dem Molasse-Mergel von Oeningen bespricht, die zweite die Saurier des Muschelkalks und aus dem bunten Sandstein und Keuper und die dritte das Vorkommen dieser Thiere im Kupferschiefer und in der Zechsteinformation (1856). Daneben publicirte er mit zahlreichen Abhandlungen seine Palaeographica von 1845 an mit den Studien über fossile Fische, über die Reptilien der Steinkohlenformation in Deutschland etc. und gab mit Th. Plieninger (1844) das Werk heraus: Beiträge zur Palaeontologie Württembergs, enthaltend die fossilen Wirbelthierreste aus den Trias-Gebilden, mit besonderer Rücksicht auf die Labyrinthodonten des Keupers.

Es ist erstaunlich, welche Masse von Arbeit Meyer für diese Werke übernommen und welche Thätigkeit er zum Nutzen und zur Belehrung Anderer entwickelte. Aus allen Ländern wurden ihm fossile Knochen und Thierreste zugeschickt, um seine Ansicht darüber zu vernehmen und von ihm die Bestimmung derselben zu erhalten. Es wird kaum einen Gelehrten gegeben haben, welcher mit seinen Fachgenossen so in wissenschaftlichem Verkehr stand wie er und von den glänzendsten Namen fehlt keiner darunter. Seine Abbildungen sind mit dem grössten Fleisse angefertigt und haben vor anderen ähnlicher Werke den Vorzug, dass sie von seiner eigenen Hand gezeichnet sind, denn kein Künstler kann in dieser Beziehung den Mann des Faches erreichen, wenn dieser selbst die Darstellung zu geben vermag. Dass seine Forschungen durch reiche Funde belohnt wurden, konnte nicht fehlen und er erlebte dabei manche Ueerraschung; so das Vorkommen der Klasse der Vögel schon zur Zeit der Kreideformation, welches er in den Glarner-

Schiefern nachwies (1839), das Vorkommen von Hippopotamus im Rheinischen Gebiete 1840), das Vorkommen des Simosaurus in Deutschland aus dem Muschelkalk von Ludwigsburg (1842), das Auffinden des ersten Fleischfressers in der Braunkohle zu Käpfnach in der Schweiz (1842), die mannigfaltigen Vogelreste im Tertiärgebilde von Weisenau im Mainzer Becken, dessen Reichthum an Wirbelthieren er besondere Aufmerksamkeit schenkte und 61 Species in 760 Individuen unterschied (1843), das Vorkommen von Fledermausartigen Thieren ebenda (1845) u. s. w.

„Die Erde scheint nur zu gebären! ruft er in einem Briefe von 1846 aus (wo er die Entdeckung eines neuen Pterodaktylus [Pt. Gemmingi] ankündigt), je mehr man mit der Untersuchung vorweltlicher Geschöpfe sich abgiebt, je mehr die Methode sich ausbildet, nach der die Untersuchungen zu geschehen haben, je mehr Formen früherer Schöpfung man kennen lernt, desto reicher fallen die Ergebnisse aus, welche die Untersuchung neuen Materials liefert und es lässt sich voraussehen, dass die bereits aufgefundene nicht unansehnliche Zahl fossiler Geschöpfe noch rascher als bisher zunehmen werde.“

Die Erfolge, welche Meyer im Gebiete der Wissenschaft errang, sind nicht, wie wohl sonst zu geschehen pflegt, durch einen geregelten Studiengang vorbereitet worden; Meyer war anfangs dem Handelsstande bestimmt und brachte 3 Jahre bei seinen Onkeln, den Bankiers Gebrüder Meyer als Lehrling zu, worauf er um Cameralia zu studiren nach Heidelberg ging und sich da nebenher mit den Naturwissenschaften beschäftigte, die ihn schon in früher Jugend angezogen hatten. Ein weiterer Aufenthalt in München und vielerlei Reisen, die vorzüglich zu seinen wissenschaftlichen Zwecken unternommen wurden, mehrten rasch seine Kenntnisse und bestimmten die Wahl des Systems seiner Forschungen. Dabei übernahm er mancherlei Arbeit in administrativen

Dingen und Rechnungsangelegenheiten seiner Vaterstadt und hat das Amt eines Bundeskassiers 30 Jahre lang in Ehren geführt. In einem von ihm verfassten Tagebuch findet sich folgende charakterisirende Stelle: Es ist mir gelungen, sagt er, mich in meiner wissenschaftlichen Thätigkeit völlig frei zu erhalten. Ich habe nie von der Wissenschaft Bezahlung genommen, die Stellen, wie Professuren mit Einkommen abgeschlagen, um nicht in die Zunft eintreten zu müssen, kein Honorar für meine literarische Thätigkeit genommen, um gegenüber den Verlegern eine völlig unabhängige Stellung einzunehmen; ich habe lieber meine Existenz durch freiwillige Uebernahme einer amtlichen Stelle im Fache der Administration gefristet, die andern Männer von wissenschaftlicher Richtung vielleicht ein Gräuel gewesen wäre, mir aber einen erwünschten Gegensatz im Leben bot und es möglich machte, mich dauernd beschäftigt zu erhalten. —

Meyer ward durch die Diplome vieler gelehrten Gesellschaften, es sind deren 34, ausgezeichnet und erhielt (1847) von der Holländischen Societät der Wissenschaften die goldene Medaille und von der geologischen Gesellschaft in London den Wollaston'schen Preis, die Universität Würzburg ernannte ihn (1845) zum Doctor der Philosophie und im Jahre 1863 wurde er mit dem Ritterkreuz des k. österreichischen Franz-Joseph-Ordens geschmückt. —

Seinen literarischen und künstlerischen Nachlass hat die Familie unserer Akademie als ein sehr werthvolles Geschenk zugewendet, es ist ein Dokument der rastlosen Thätigkeit und der sorgfältigen Forschung, welche den leider Dahingegangenen ausgezeichnet haben. —

Herr Akademiker Professor Zittel ist, dem Wunsche der Akademie nachkommend, mit einer besonderen Denkschrift auf den Verstorbenen beschäftigt.

Thomas Graham,

geboren 1805 am 20. Dezember zu Glasgow, gestorben 1869 am 18. September zu London.

Graham war der Sohn eines Kaufmanns zu Glasgow, wo er den ersten Schulunterricht erhielt; 1826 wurde er an der dortigen Universität Magister Artium, studirte dann in Edinburg und gründete bei seiner Rückkehr ein Laboratorium für praktische Chemie. Von 1830—37 war er Professor der Chemie am Anderson'schen Institut zu Glasgow und dann am University-College in London. Seit 1855 bekleidete er auch die Stelle eines königl. Münzmeisters in London. —

Graham hat sich durch seine Arbeiten mit Recht den Ruf eines hervorragenden Chemikers erworben und die Wissenschaft der Chemie nach mehreren Richtungen erweitert und bereichert.

In einer Reihe von Abhandlungen hat er die Diffusion der Flüssigkeiten untersucht, d. i. die freiwillige Vertheilung einer löslichen Substanz in dem Lösungsmittel. Er beobachtete dabei, dass bei vielen isomorphen Salzen gleiche Diffusibilität stattfindet, dass partielle Trennung gemischter Salze auf Grund des ungleichen Diffusionsvermögens derselben möglich sei, dass die Diffusion selbst Zersetzung chemischer Verbindungen bewirken kann. Bei diesen Untersuchungen wurde auch der Einfluss der Temperatur auf die Diffusion berücksichtigt und das Verhalten in gallertartigen Substanzen. Er bezeichnet einen wesentlichen Unterschied der Molecularstruktur zwischen den leicht oder sehr wenig diffusiblen Substanzen und nennt die letzteren Colloide, die ersteren Krystalloide. Er erkennt an den Colloiden die merkwürdige Eigenthümlichkeit, dass sie der Diffusion der Krystalloide kein Hinderniss entgegensetzen, wohl aber der Diffusion von

Colloiden. Solche Scheidung mit Anwendung einer Colloidsubstanz als Scheidewand nennt er Dialyse und erhielt durch sie bei Anwendung verschiedener Lösungen von Kieselerde, Thonerde, Eisenoxyd, Chromoxyd etc. diese Substanzen in bisher ungekannten Zuständen, auch gelangte er dabei zu neuen interessanten Verbindungen von Zucker mit Eisenoxyd, mit Uranoxyd, mit Kupferoxyd etc.

Er hat durch diese Dialyse ein einfaches Mittel kennen gelehrt, Albumin, Thierleim und Fleischextract, welche durch eine Colloidscheidewand nicht diffundiren, von den beigemischten diffundirenden Salzen zu reinigen und ebenso die arsenige Säure aus einer Masse zu scheiden, welche viel organische Substanz enthält. Sie diffundirt nämlich durch ein Pergamentpapier und geht frei von Colloidsubstanzen in das äussere Wasser über, worin sie nun mit Sicherheit nachgewiesen werden kann.

Man ersieht aus dem Angeführten, von welchem Interesse diese Arbeiten sind, sowohl in reinwissenschaftlicher als auch in technischer Beziehung.

Dergleichen Untersuchungen hat er weiter über das Diffundiren der Gase angestellt und die Geschwindigkeit bestimmt, mit welcher verschiedene Gase durch Capillarröhren gehen, wobei er fand, dass sie unter einander in einem constanten Verhältniss stehen und eine besondere Eigenschaft dieser Gase bilden. Durch mancherlei Wechsel der Durchgangsöffnungen und Wandungen bei verschiedenem Druck erkannte er, dass sich das verschiedene Verhalten der Gase unter diesen Umständen zu einer partiellen Scheidung von Gemengen anwenden lasse. Er verknüpft damit theoretische Betrachtungen über die Gasmoleküle und dehnt sie allgemein aus über die Constitution der Materie, deren Verschiedenheit in einer schnelleren oder langsameren Bewegung ihrer Atome bestehe.

Graham hat diese Arbeiten wiederholt aufgenommen

und weiter geführt und gelangte bei der Untersuchung des Durchgangs der Gase durch erhitzte Metallplatten zu sehr merkwürdigen Resultaten, indem er beobachtete, dass namentlich für den Wasserstoff eine Absorption durch das Metall stattfindet. In auffallendem Grade erkannte er dieses für das Palladium, welches bei 245° sein 526 faches Volum an Wasserstoff absorbiert. Diese Absorptionserscheinungen veranlassten ihn auch zu einer bezüglichen Untersuchung von Meteoreisen. In solchem Eisen von Lenarto, auf einem Gipfel der Karpathen im Jahre 1814 gefunden, entdeckte er in der That Wasserstoffgas, wovon er beim Glühen über das $2\frac{1}{2}$ fache Volumen der angewandten Probe erhielt. Er schloss daraus, dass das Lenarto-Eisen aus einer Wasserstoffatmosphäre stamme, welche dichter als die unsrige sein müsse, da das Schmiedeeisen unter dem Druck von einer Atmosphäre nur sein gleiches Volum Wasserstoff absorbire. Die Erkenntniss von Wasserstoff im Lichte der Fixsterne wie sie von Huggins und Miller durch die Spectralanalyse dargethan wurde, findet mit der Entdeckung Grahams eine überraschende Bestätigung. Graham schlug dann noch einen anderen Weg ein, die Absorption des Wasserstoffs durch Palladium und andere Metalle zu studiren. Er bediente sich dazu des galvanischen Stromes und erkannte, wenn eine Palladiumplatte als negative Electrode gebraucht wurde, dass sie das 800 fache ihres Volums an Wasserstoff und selbst noch mehr aufnahm und dass dieses aufgenommene Gas im luftleeren Raum nicht entwich, also aufhörte in so gebundenem Zustande ein Gas zu sein. Diese eigenthümliche Erscheinung verfolgte er nach den verschiedensten Richtungen durch Experimente mit der erhaltenen Palladiumverbindung und es ergab sich, dass der gebundene Wasserstoff als metallisirt angesehen werden kann, dass sein Metall, welches er Hydrogenium nennt, in der Dichtigkeit sich zwischen Kalium und Lithiom stelle, dass es ein Leiter der Electricität

sei und zu den magnetischen Metallen gehöre. Nach seinen Reactionen, die verschieden von denen des gasförmigen Wasserstoffs, sieht er an ihm ein Verhältniss zu diesem ähnlich dem des Ozon zum Sauerstoff.

Nicht minder wichtig als die Arbeiten über Diffusion sind diejenigen, durch welche Graham seine isomeren Phosphorsäuren entdeckte und ihre Verbindungen darstellte. Die Erscheinung, dass dieselbe Säure unter anderm durch erhöhte Temperatur in derartig verschiedene Zustände versetzt werden kann, dass sie das Wasser und die Basen, mit welchen sie sich verbindet, nun nicht mehr in derselben Anzahl von Atomen aufnimmt, sondern dreierlei Modificationen entsprechend in verschiedener Weise die Verbindungen eingeht. Diese Erscheinung ist ein Räthsel, dessen Lösung dem zur Zeit noch dunkeln Gebiete der Lagerungsverhältnisse der Atome anheimfällt, gleichwohl, wenn auch unerklärt, ist es von Werth, zu wissen, das aus diesen Verhältnissen so seltsame Anomalieen hervorgehen können. — An diese Untersuchungen reihten sich andere über die Ursache, warum das Phosphorwasserstoffgas unter Umständen sich an der Luft nicht entzündet und Graham zeigte — wie solches Gas durch kleine Beimengung anderer oxydirbarer Gase zur Selbstentzündung gebracht werden könne, eine Beobachtung deren Interesse für die theoretische Chemie durch den Umstand erhöht wird, dass die Vermittler der Erscheinung mit dem nun entzündungsfähigen Gase keine Verbindung eingehen und doch dieses Entzündlichwerden bestimmen. — Andere seiner Untersuchungen betreffen die Verbindung der Salze mit Alkohol, die Fällung von Metallsalzen durch ausgebrannte Kohle, das Krystallwasser der schwefelsauren Salze u. s. w. Sein Werk „Elemente der Chemie“ hat sich in England und auswärts grossen Ruf erworben.

Es kann hier nur auf einige der vielen Arbeiten hingewiesen werden, welche der berühmte Mann zu Tage gefördert

hat und welche zeigen, dass er vor keiner Schwierigkeit zurückgewichen, die sich bei den gewählten Aufgaben seiner Forschung entgegengestellt haben.

Für seine Arbeiten über die Diffusion der Gase erhielt Graham den Keith Preis der Royal Society of Edinburgh 1834 und für seine Arbeiten über die Phosphate und Dialyse 1862 die Copley-Medaille. Er war correspondirendes Mitglied des Instituts von Frankreich.

Karl Gustav Carus,

geboren am 3. Januar 1789 zu Leipzig, gestorben am 28. Juli 1869 zu Dresden.

Als Carus im Jahre 1840 von Heinrich von Schubert zum correspondirenden Mitgliede der Akademie vorgeschlagen wurde, betonte dieser den Ruf des vielseitigen Gelehrten in den Wissenschaften der vergleichenden Anatomie, Physiologie und Psychologie, in der Zoologie und Zootomie. Dieser Ruf hat sich noch durch dessen spätere Arbeiten gesteigert und erhielten viele von diesen ein eigenthümliches Gepräge durch philosophische und poetische Reflexionen mit welchen sie belebt waren. Die seltene Begabung des Mannes und sein Interesse für Alles, was im Reiche der materiellen Natur dem Auge entgentritt, ebenso wie seine Neigung, in den Gebieten der Kunst sich zu orientiren und zu ergehen, führte ihm eine Reihe der verschiedensten Aufgaben zu und beschäftigte ihn mit ihrer Lösung. Dabei war es natürlich, dass er ebensoviele Acclamationen fand, als er auch Widersprüche, Streit und Anfechtungen erleben musste. Er sagt darüber in seinen Lebenserinnerungen „der Mensch kann nun

einmal nur das verstehen, günstig aufnehmen und mit Lust sein nennen, was ihm selbst, d. h. dem eigenen organischen Wachsthum seines Erkenntnissvermögens entspricht und auf das besondere Wesen seines Geistes deshalb eine nachhaltige Anziehung ausübt. Nun giebt es viele, für welche nur das, was sie das Reale nennen, das wahrhaft Anziehende bleibt, während dagegen alles Schauen des tieferen Grundes der Dinge, alle Abstraction vom sogenannt unmittelbar Sinnlichen, mit einem Wort die Idee — das Ideale — für sie so gut wie nicht vorhanden ist.“ Er bekennt sich aber für das ideale Anschauen der Welt und für poetische Erhebung.

Vieljähriger Briefwechsel mit Göthe, der Verkehr mit Tieck und mit allen Notabilitäten seiner Zeit in Kunst und Wissenschaft war von Einfluss auf den Gang seines Denkens und Forschens.

Im Jahre 1804 wurde er als akademischer Bürger an der Universität Leipzig aufgenommen, wo er Naturwissenschaften und vorzugsweise Anatomie und Medicin studirte; 1811 magister legens, las er über vergleichende Anatomie und assistirte an der neuerrichteten Entbindungsanstalt; 1813 übernahm er ein französisches Spital in Pfaffendorf, einem Vorwerke Leipzigs und 1814 wurde er nach Dresden als Professor und Director der geburtshilflichen Klinik berufen. Er publicirte damals sein Lehrbuch der Zootomie, sein Lehrbuch der Gynäkologie, seine von der Akademie in Kopenhagen gekrönte Preisschrift „Von den äusseren Lebensbedingungen der weiss- und kaltblütigen Thiere, den Anfang seiner „Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie“ und im Jahre 1827 seine Entdeckungen über den Blutkreislauf der Insecten, für welche ihm das Institut von Frankreich die grosse goldene Preismedaille zuerkannte. In diesem Jahre wurde er zum Leibarzt bei dem König Anton von Sachsen ernannt und seiner Professur enthoben. Nachdem er dann seine „Grundzüge zur vergleichenden Anatomie und

Physiologie“ und sein Werk „Ueber die Ur-Theile des Knochen- und Schalengerüsts (1828) herausgegeben, begleitete er den Prinzen Friedrich, nachmaligen König Friedrich August II., auf einer Reise nach Italien und in die Schweiz, und veröffentlichte deren wissenschaftliche Ausbeute in seinen „Analekten zur Natur- und Heilkunde“ (1829). Er hielt dann nach dem Wunsche vieler Gelehrten, Künstler und Staatsmänner in Dresden Vorträge über Anthropologie und Psychologie.

Daneben pflegte er die Kunst der Landschaftsmalerei und entwickelte darüber seine Ansichten in den bezüglichen 1831 herausgegebenen Briefen. Eine Reise nach Paris und in die Rheingegenden, sowie später nach England als Begleiter des Königs Friedrich August II. veranlasste Publicationen, welche er in Geist und Stil seines hochverehrten Vorbildes Göthe geschrieben hat. Sein System der Physiologie (1840), seine Grundzüge einer neuen und wissenschaftlichen Kranioskopie (1841), die Symbolik und Proportionslehre der menschlichen Gestalt (1853, 54, 58) sowie sein Organon der Natur und des Geistes (1856) bewegen sich auf dem Boden der Beobachtung wie freier philosophischer Speculation. Mit besonderer Anerkennung wurden seine Studien zur Entwicklungsgeschichte der Seele, sein Buch „Psyche“ aufgenommen, welchem er ein Seitenstück „Physis“ folgen liess. In seinen Briefen über das Erdenleben (1841) giebt er eine auch die Schöpfungstage deutende geologische Hypothese, in welcher ihn die Phantasie verführt, den Chemikern Vorwürfe zu machen, dass sie die Entwicklung höherer Elementar-substanzen aus niederen, Kalkerde, Eisen, Salze aus ein-förmigem Eiweiss, welches nichts oder nur Spuren davon enthalte, nicht beachten, dass sie die Verwandlung eines Elementarstoffes in einen anderen verwerfen, während er sie alle zuerst aus einer homogenen Aethermasse und weiter auseinander selbst hervorgegangen ansieht. Er beklagt, dass

die Chemiker ebensowenig die genetische Reihenfolge würdigen, welche je nach der physiologischen Bedeutung dieses oder jenes Stoffes für den gesammten Erdorganismus aufgestellt werden sollte. Solche Speculationen kamen vielfach in Conflict mit den Thatsachen der Erfahrung, die Naturphilosophie hat sich aber durch derlei Hindernisse in ihrer Bewegung niemals aufhalten lassen und Carus hatte das Spiel der Phantasie zu lieb gewonnen, als dass er seine Aethertheorie aufgeben wollte, obgleich ihm die Arbeiten analytischer Forscher wohl bekannt waren.

Die Geistesepidemie des Tischrückens veranlasste 1857 ein Buch von ihm „Ueber Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt.“ —

Aufschluss und Verständniss über die seltene Thätigkeit dieses Mannes geben seine „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten (bis jetzt 4 Theile) welche auch von Werth und Interesse sind in Beziehung auf Zeichnung und Beurtheilung seiner Zeitgenossen; diese Memorien beschäftigten ihn noch im Jahre 1866 in seinem 78. Lebensjahre.

Zu den mannigfachen Ehren, welche ihm zu Theil geworden, gehört die 1862 erfolgte Wahl zum Präsidenten der ältesten cisalpinischen gelehrten Körperschaft, der Deutsch-Kaiserlichen Leopoldo-Carolinischen Akademie (gestiftet 1652).

Otto Linné Erdmann,

geboren am 11. April 1804 zu Dresden, gestorben am
9. Oktober 1869 zu Leipzig.

Erdmann begann seine wissenschaftliche Laufbahn mit Studien der Medicin 1820 an der damals in Dresden be-

stehenden medicinisch-chirurgischen Akademie und setzte dieselben 1822 an der Universität Leipzig fort, wandte sich aber später ausschliesslich der Chemie zu und trat 1825 als Docent in Leipzig auf. Nachdem er 1827 eine Abhandlung über das Nickel geschrieben, wurde er zum ausserordentlichen Professor ernannt und bearbeitete nun ein Lehrbuch der Chemie, welches 1828 erschien und bis 1851 vier Auflagen erlebte. Er gründete hierauf ein Journal für technische und ökonomische Chemie, wovon 18 Bände erschienen (1828—33) und von 1834 an zum Theil mit Schweigger-Seidel, Marchand und Werther das noch bestehende Journal für praktische Chemie. Die Leitung eines solchen Journals hat zu jeder Zeit einer aufopfernden Thätigkeit bedurft und namentlich in unsern Tagen ist eine solche beansprucht. Die sogenannte moderne Chemie hat der älteren, zum Theil mit, zum Theil auch ohne Grund eine ganz veränderte Gestalt gegeben und die Nomenklatur ist in ähnlicher Weise umgewandelt worden. Unter solchen Verhältnissen mehren sich die Schwierigkeiten der Redaction eines chemischen Journals und Erdmann hat sich dabei als ein ausdauernder, sehr verdienstvoller Arbeiter bewährt. Im Jahre 1834 erschien von ihm auch ein Grundriss der Waarenkunde.

Seine speciellen chemischen Arbeiten betreffen sowohl die anorganische als die organische Chemie und sind darunter hervorzuheben: die Abhandlung über die Nickelsalze, deren er mehrere neue dargestellt hat, seine Untersuchungen über das Indigo und die Producte, die es mit Chlor liefert, über Hämatoxylin, über Anilin, über die Zusammensetzung der Talg- und Margarinsäure, über Euxanthinsäure und seine mit Marchand angestellten Bestimmungen der Atomgewichte des Kohlenstoffs, des Calciums, des Quecksilbers, des Schwefels, und Kupfers, sowie des Nickels und Selens.

Zum Professor der technischen Chemie ernannt, gründete er in Leipzig ein neues chemisches Laboratorium (1842)

welches sich einen Ruf in ganz Deutschland erworben hat. —

Mit einer liebenswürdigen Persönlichkeit verband Erdmann die Gabe eines klaren Lehrvortrags und gewann damit seine Zuhörer und Schüler, auch in populären Darstellungen zeigte er seltene Meisterschaft und erfreute sich eines trefflichen Rednertalents, welches er bei den Versammlungen der deutschen Naturforscher öfters mit Beifall bewährt hat. Er war einigemale Rector der Hochschule und Deputirter auf dem Landtag, auch zuletzt Director der Leipzig-Dresdner Eisenbahncompagnie. —

Rudolph Kner,

geboren am 24. August 1810 zu Linz, gestorben am 27. Oktober 1869 zu Wien.

Kner war der Sohn eines oberösterreichischen landständischen Beamten. Nach gemachten Gymnasialstudien wollte er sich der Medicin widmen, nahm aber bald eine Praktikantenstelle am kaiserlichen Hof-Naturalien-Cabinet an und beschäftigte sich mit zoologischen, namentlich ichthyologischen Studien. 1841 wurde er zum Professor der Naturgeschichte und Landwirthschaftslehre an der Lemberger Hochschule ernannt und 1849 zum Professor der Zoologie in Wien.

Seine Arbeiten umfassen theils die Systematik der Fische, theils beziehen sie sich auf zootomische und paläontologische Verhältnisse der Fischkunde. Die betreffenden Abhandlungen sind theils in den Denkschriften und Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, theils in Haidinger's naturwissenschaftlichen Abhand-

lungen erschienen. Es sind besonders hervorzuheben: seine systematische Bearbeitung der Panzerwelse und Hypostomiden, seine Charakteristik der Labroiden, seine Beiträge zur Familie der Characinen und Siluroiden, seine anatomischen Arbeiten über den Flossenbau der Fische, über die Mägen und Blinddärme der Salmoniden, über einige Sexual-Unterschiede bei *Callichthys* und über die Schwimmblase bei *Doras*.

Er schrieb ferner über die ichthyologische Ausbeute während der Reise der Fregatte *Novara*, über die neuen Gattungen und Arten der von Professor Moritz Wagner in Central-Amerika gesammelten Fische und in Gemeinschaft mit Heckel über die Süßwasserfische der österreichischen Monarchie.

Seine paläontologischen Arbeiten betreffen die Versteinerungen des Kreidemergels von Lemberg und seiner Umgebung, ebenso die von Ostgalicien und die fossilen Fische Oesterreichs (zum Theil mit Steindachner bearbeitet). Die fossilen Fische der Asphalt-schiefer von Seefeld in Tyrol hat er speciell in Vergleichung mit denen der bituminösen Schiefer von Raibl in Kärnthen untersucht und die sie führenden Formationen als der Triasgruppe zugehörig bestimmt. —

Kner war von den Fachgelehrten als ein ausgezeichnete Forscher anerkannt.

Joseph Redtenbacher,

geboren am 12. März 1810 zu Kirchdorf in Oesterreich ob der Enns, gestorben am 5. März 1870 zu Wien.

Redtenbacher machte seine ersten der Chemie gewidmeten Studien zum Theil bei Baron v. Liebig in Giessen, wurde

dann Professor der allgemeinen und pharmaceutischen Chemie in Prag und bekleidete diese Stelle weiter in Wien seit 1849. Er hat sich vorzugsweise in der organischen Chemie durch mehrere Untersuchungen ausgezeichnet. Es gehören dahin seine Analysen der Talgsäure, der Fettsäure und des Acrolein's. Letztere Untersuchung bewährte den eifrigen Forscher, denn sie bot grosse Schwierigkeiten, von denen, wie Berzelius hervorhob, die grössten in dem nachtheiligen Einfluss dieser flüchtigen Substanz auf die Gesundheit begründet sind, da die geringste Menge in der Luft des Laboratoriums Entzündung der Augen hervorbringt und man von grösseren Quantitäten das Bewusstsein verlieren kann. Die Substanz wird daneben so leicht durch den Zutritt der Luft zersetzt, dass deren Darstellung besondere Vorsichtsmassregeln nothwendig macht und die erforderlichen Destillationen in einer Atmosphäre von Kohlensäure vorgenommen werden müssen. Diese Schwierigkeiten, sagt Berzelius, welche gleichzeitig Widerwillen und Verzweiflung am glücklichen Erfolg veranlassten, schreckten Redtenbacher doch nicht davon ab. Er erhielt das Acrolein durch Einwirkung von wasserfreier Phosphorsäure auf Glycerin, führte dessen Elementaranalyse durch und untersuchte seine Veränderungen und Verbindungen, die Acrylsäure, das Disacron und das Acrolharz.

Seine Untersuchung über die Ameisensäure in faulendem Kiefernreisig, über die flüchtigen Säuren in der Butter, wobei sich ein eigenthümlich modificirender Einfluss des Viehfutters herausstellte, über Taurin und mehrere Analysen von Mineralien und Mineralwässern geben Zeugnis eines umsichtigen Beobachters, welchem auch die zur Weiterführung wissenschaftlicher Erkenntnis so nothwendige Speculation und Combinationsgabe eigen war. Mit seinem Lehrer, Baron v. Liebig, hat er einige Arbeiten gemeinschaftlich gemacht, so Bestimmungen des Atomgewichtes des Kohlenstoffs und die Darstellung einer neuen organischen Basis, des Carbothialdin.

Zu seinen letzten Arbeiten gehören Studien über Rubidium und Cäsium, und hat er auf die verschiedene Löslichkeit der Alaune dieser Metalle und des mit Kali gebildeten und damit auf eine neue Trennungsmethode derselben aufmerksam gemacht.) Redtenbacher war ein geschätzter Lehrer und die Klage um sein Hinscheiden ist unter seinen Freunden und Schülern eine allgemeine. Er war seit der Gründung der Wiener-Akademie Mitglied derselben.

Franz Unger,

geboren 1800 zu Leitschach in Steiermark, gestorben am 13. Februar 1870 zu Graz.

Unger machte seine Studien in Wien und Prag, promovirte 1827 in Wien und lebte dann bis 1830 als praktischer Arzt in Stockerau und die nächsten drei Jahre ebenso in Tyrol. 1833 wurde er Professor am Joaneum in Graz und 1850 als Professor der Botanik an die Universität nach Wien berufen.

Unger hat sich um seine Wissenschaft allgemein anerkannte Verdienste erworben und seine Detailforschungen mehrfach verwerthet, um den grossen Organismus der Pflanzenwelt zu näherem Verständniss zu bringen, ebenso ihre Beziehung zur Thierwelt und zu den Gesteinsformationen, welche sie mitbedingen. Schon sein erstes Werk über die Hautkrankheiten der Gewächse überraschte die Fachkundigen durch die Feinheit und Schärfe der Beobachtungen; seine Schrift über den Einfluss des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse, die von der kaiserlich russischen Akademie gekrönte Preisschrift über das anatomische Verhältniss des

Mono- und Dikotyledonen-Stammes und den Grundriss der allgemeinen Botanik, welchen er mit Endlicher herausgab, gründeten seinen Ruf. Ein späteres Werk „Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt“, umfasst Alles, was zu den Verhältnissen der Vegetation in Beziehung steht. Unger glaubt an eine bestimmte Existenzdauer jeder Art, nach welcher sie untergehen müsse und an eine Entwicklung einer Pflanzenart aus einer anderen, als das Resultat des Zusammenwirkens bereits organisirter Kräfte. Er geht darin so weit, dass er an eine die Pflanzenwelt bedingende Urpflanze denkt und die Bildungen zuletzt auf eine Zelle für reducirbar hält. Dass ähnliche Ansichten seiner Vorgänger bestritten wurden, hindert ihn nicht, sie neu anzuregen und die Darwin'schen Lehren gaben erweiternde Analogien. In dergleichen Speculationen weniger ängstlich als viele seines Faches, bespricht er auch in einer Abhandlung „die Pflanze im Momente der Thierwerdung“, wozu ihm das Studium der *Vaucheria clavata* und ähnlicher Algen die Materialien lieferte. Er hatte beobachtet, wie aus der anschwellenden Alge ein Körper hervordringe, welcher im Wasser sich bewegend wie ein Infusorium herumschwimmt, dann aber wieder diesen Anfang thierischen Lebens beendet und zu keimen beginnt, um neuerdings die Infusorienartigen Körper auszuscheiden. Obwohl die namhaftesten Naturforscher diese Erscheinungen nicht in Ungers Sinn deuteten, so setzte er nur um so eifriger seine Studien darüber fort und seine Abhandlung wird immer eine werthvolle Grundlage bleiben, wenn betreffende Gegenstände zur Sprache kommen.

Mit besonderer Vorliebe hat Unger die fossile Flora zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Thätigkeit gemacht und mit dem Mikroskop feine Dünnschliffe an fossilen und lebenden Holzarten vergleichend untersucht, so auch die fossilen Palmen, über welche er eine Abhandlung schrieb, die in Martius *Historia naturalis* aufgenommen ist; er be-

stimmte mehrere fossile Pflanzen aus den Solenhofer Schiefern und der verwandten Formation von Nusplingen in Württemberg, aus der Liasformation der nordöstlichen Alpen Oesterreichs und aus den Tertiärbildungen des Taurus und viele andere.

Seine *Synopsis plantarum fossilium* vom Jahre 1845 giebt eine Uebersicht aller damals bekannten fossilen Pflanzen in systematischer Reihung und mit Rücksicht auf die geognostischen Formationen welchen sie angehören. Er zählte 1600 Pflanzen-Arten; seine 1850 erschienene Schrift: *Genera et species plantarum fossilium* giebt deren schon 2421 an, worunter viele neue Entdeckungen von ihm. Andere seiner Werke sind: die *Chloris protogaea*, die Anatomie und Physiologie der Pflanzen, die Urwelt in ihren verschiedenen Bildungsperioden. Letzteres Werk zeigt Ungers Neigung, die Erfahrungen mit Gebilden der Phantasie und Poesie in Verbindung zu bringen; er giebt eine Reihe landschaftlicher Darstellungen von der sogenannten Uebergangszeit bis zur Jetztwelt und gewähren dieselben einen überraschenden Blick in jene untergegangenen Schöpfungen. Die Vegetationsgruppen sind durch den Künstler Jos. Kuwasseg sehr malerisch geordnet und die Landschaften auch durch die grossen Thiere belebt compinirt, deren Formen mit Rücksicht auf ihren Bau und verwandte Geschlechter ausgeführt worden. Die Paläontologie verdankt Unger auf dem Gebiete der Pflanzenkunde, was sie Hermann v. Meyer auf dem der Thierkunde zu verdanken hat. Beide Forscher haben sich darin auf das erfreulichste ergänzt. — Werthvolle Arbeiten umfassen auch seine Botanischen Streifzüge auf dem Gebiete der Culturgeschichte; sie behandeln die Pflanze als Erregungs- und Betäubungsmittel, als Zaubermittel, die Pflanzen des alten Aegyptens und anderes und zeigen von grosser Belesenheit und betreffenden ausgebreiteten historischen Studien. Reisen nach Aegypten, Syrien, Cypern, Griechenland und

wiederholte Besuche Dalmatiens haben ihm Stoff zu solchen in mehrfacher Hinsicht anziehenden Darstellungen und Besprechungen gegeben.

c) Der Sekretär der historischen Classe Herr von Döllinger:

Die historische Classe der Akademie hat noch eine Schuld abzutragen, und dem Gedächtnisse eines bereits am 29. April 1868 verstorbenen Mitgliedes einige Worte zu widmen.

Es ist diess

Karl Maria Freiherr von Aretin.

Die Aretin's sind ein aus dem Auslande gekommenes, aber nun schon anderthalb Jahrhunderte in Baiern eingebürgertes Geschlecht. Der Stammvater, 1706 zu Constantinopel geboren, hiess Johann Christoph Aroution Capiadur, soll der Sage nach aus einem altarmenischen königlichen Geschlechte entsprossen gewesen sein und ward als kleines Kind nach Venedig und von da nach München gebracht, wo sich die Kurfürstin Theresie Kunigunde, des Kurfürsten Max Emanuel zweite Gemahlin, seiner annahm und ihn bei Hofe erziehen liess. Anders freilich erzählt Ritter von Lang in seinen Memoiren den Ursprung der Familie; nach seiner Behauptung wäre der erste Aretin ein Sohn der Kurfürstin gewesen, den sie in Arezzo (daher der Name) habe erziehen lassen. Der Vater unseres Aretin war der Freiherr Christoph von Aretin, 1773—1824, der als Präsident des Amberger

Appellations-Gerichtes in München starb — ein Mann, bekannt durch politische Kämpfe und Schriften, die ihm mancherlei Missgeschick und Verdruss zuzogen, aber auch durch seine literarischen Kenntnisse und seine Bemühungen um die Bereicherung und Ordnung der Staatsbibliothek, deren Vorstand er einige Jahre war, und die erst unter ihm und durch ihn zum Range einer der ersten Bibliotheken Europa's erhoben wurde.

Sein Sohn war der am 4. Juli 1796 geborne Karl Maria von Aretin. Die Befreiungskriege von 1813—15 rissen den Jüngling aus seinem Studiengange heraus; er diente im Heere; wandte sich darauf dem diplomatischen Fache zu; arbeitete im Generalstab und im Kriegsministerium. Nach einiger Zeit, (1826) zog er sich auf's Land zurück, und hier erwachte in ihm neben den praktischen Beschäftigungen mit der Landwirthschaft die Neigung zu historischen Studien, zunächst zu Forschungen und Arbeiten über die bayerische Geschichte neuerer Zeit. Die erste Frucht seines Fleisses war 1838 „das chronologische Verzeichniss der Bayerischen Staatsverträge“, ein Werk, das jedem Freunde der vaterländischen Geschichte als bequemes und unentbehrliches Hilfsbuch äusserst willkommen sein musste, und überdies eine reichliche und gutgewählte Sammlung bisher unbekannter Urkunden darbot. Hatte diese Schrift nur das Verdienst einer emsigen und sorgfältigen Sammlung, so erhob sich Aretin schon im nächsten Jahre weit höher in dem Werke: „Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts“ Passau 1839, 1. Band. Dieser Band (eine Fortsetzung ist nicht erschienen) reicht bis zum Jahre 1654, macht aber auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Nur die Zeit von 1535 bis 1550 wird zuerst etwas eingehender dargestellt, die Beziehungen Baierns zu Karl, Ferdinand und dem schmalkaldischen Bunde. Die Zeit von 1550 bis 1608 wird auf ein paar Seiten erledigt, dann aber folgt eine aus-

fürliche und viel Neues darbietende Darstellung der auswärtigen Politik Maximilians I. bis zum Tode Wallensteins. Die vielverschlungenen Fäden dieser zwischen Frankreich, Oestreich, Spanien, Dänemark, Schweden, der Liga und der Union sich scheinbar unstät und doch innerlich consequent hin und her bewegenden Politik hat Aretin gut dargelegt, freilich in vorherrschend apologetischer Weise, denn Max I. war einmal der Heros, den er sich erkoren hatte, und wie sehr damals in Madrid und Wien gegen den Baiерischen Fürsten gesündigt worden sei, wird nachdrücklich hervorgehoben. Nach drei Jahren (1842) folgte diesem Buche, das schon zum weitaus grössten Theile den ersten baiерischen Kurfürsten behandelte, der erste Band einer umfassenden Geschichte desselben. Hier wurde eine Schilderung Baierns, besonders der kirchlichen Zustände und Massnahmen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und der Jugend und Erziehung Maximilian's gegeben. Das Ganze wäre wohl, wie ich vom Verfasser gehört zu haben mich entsinne, sechs Bände stark geworden. Aber eine Fortsetzung ist, obgleich Herr von Aretin noch 26 Jahre lebte, nie gefolgt, und es scheint auch nichts davon im Manuscript sich vorgefunden zu haben. Vielleicht hat ihn die unübersehbare Masse des Materials abgeschreckt, welches noch hätte durchgearbeitet werden müssen, denn er bemerkt in der Vorrede, dass die in den Münchener Archiven aus der Regierungszeit Max I. vorhandenen Akten sich auf mehr als 21/2000 Bände und Fascikel belaufen.

Noch einmal wandte sich Aretin zu der Periode des dreissigjährigen Krieges, die er zum Hauptstudium seines Lebens gemacht hatte, als er zur Zeit seines Eintritts in unsere Akademie 1845 Wallenstein zum Gegenstande seiner Rede wählte. Er wollte nicht eine erschöpfende Darstellung des Mannes und seiner Lebensgeschichte geben, sondern wie er es auf dem Titel bezeichnet, nur Beiträge spenden zur

Kenntniss seines Charakters, seiner Pläne und seiner Verhältnisse zu Baiern. Die Briefe und Berichte des Baierischen Gesandten in Wien sind hier die Hauptquelle, und so ergibt sich denn ein sehr ungünstiges Bild, da Maximilian Wallenstein gegenüber durchweg argwöhnisch und feindselig gesinnt war. Ranke hat daher (Wallenstein S. 150) bemerkt, die zuerst von Aretin publicirten und von Hurter aufgenommenen Mittheilungen über Wallenstein verdienen nur die Beachtung, wo sie von factischen Zuständen Meldung thun. Ihre Schlussfolgerungen beruhen grossentheils auf Unkunde oder Verdacht. Dass sie gleichwohl von hohem Werthe seien und fast das Meiste zu der Auffassung beigetragen haben, welche heut zu Tage die Oberhand gewonnen hat, diess hat Ranke schon in der Vorrede zu seinem neuesten Werke über den grossen Feldherrn ausgesprochen. Es ist nicht zu läugnen, dass Aretin seinen Quellen zu unbedingt geglaubt, und dadurch den Schein einer leidenschaftlichen Eingenommenheit gegen den Mann, den er darzustellen unternommen, auf sich geladen hat. Dem Zerrbild, das er z. B. von Wallensteins äusserer Erscheinung entworfen, hat nun Ranke eine völlig verschieden lautende, aber offenbar wahrere Schilderung (S. 348) entgegengesetzt. Immerhin wird Aretin's Buch seinen Werth als unentbehrliche Stoffsammlung behalten.

Aretin hat in früheren Zeiten noch Beiträge zu der Zeitschrift: *Kriegsschriften*, herausgegeben von Baierischen Offizieren, geliefert. Eine kleine aber anschauliche und gutgeschriebene Denkschrift: *Tilly und Wrede*, die er durch die Aufstellung der beiden Statuen in der Feldherrnhalle veranlasst schrieb, wurde viel gelesen. Zu seiner letzten Publication, den mit künstlerischer Schönheit und Pracht ausgestatteten *Alterthümern und Denkmalen des Baierischen Herrscherhauses* in acht Heften von 1855 bis 1868, ward er wie durch die Munificenz des Königs Max II., so durch seine Stellung am Baierischen Nationalmuseum veranlasst.

Bekanntlich ist diese Zierde Baierns und Münchens ganz eigentlich seine Schöpfung. Er ist es, der in unermüdeten seine späteren Lebensjahre hauptsächlich ausfüllender Thätigkeit und das ganze Land durchwandernd und durchforschend diesen fast beispiellosen Reichthum von Kunstwerken und Antiquitäten zusammengebracht und geordnet hat. Das war nur möglich durch die Gunst und das Vertrauen seines Königs, welches ihm auch die Vorstandschaft zweier Archive, eine wichtige diplomatische Stellung in Berlin und Wien, und die Würde eines lebenslänglichen Reichsraths übertrug. Als Mitglied des Zollparlaments ist er in Berlin eines plötzlichen durch Schlaganfall bewirkten Todes gestorben. Dem Fremden, der mit dem Namen dieses um Baiern so hochverdienten Mannes auf den Lippen in die Hallen unseres National-Museums tritt, können wir sagen: Monumentum quaeris? circumspice.

Am 2. Juli 1869 starb in Giessen

Heinrich Schäfer,

Professor und Universitäts-Bibliothekar, geboren den 25. April 1794 zu Schlitz in Oberhessen, als der jüngste Sohn des dortigen Cantors und Knabenlehrers, konnte er erst nach Ueberwindung grosser Hindernisse seiner Neigung zu den Studien erst in Hersfeld, dann in Giessen Folge geben. Er studirte Theologie, aber als ihm 1821 eine Beamtenstelle in der reichen Hof- und Staats-Bibliothek zu Darmstadt zu Theil wurde, wandte er sich dem Studium der Geschichte zu, deren Quellen ihm hier in so vollständiger Weise zugänglich geworden waren. Zwölf Jahre später erlangte er denn auch den Lehrstuhl der Geschichte zu Giessen. Der

reiche Vorrath Spanischer und Portugiesischer Literatur, welcher ihm in der Darmstädter Bibliothek zu Gebote stand, reizte ihn, sich der Erforschung der Geschichte der Pyrenäischen Halbinsel mit Vorliebe zu widmen.

Mit einer Uebersetzung des Buches von Semxere über die Grösse und den Verfall der Spanischen Monarchie, 1829 begann er. Dann folgte seine geschichtliche Darstellung des Finanz- und Steuerwesens vor und während der Regierung Ferdinands und Isabella's, im Archiv von Schlosser und Bercht. Nun ermunterte ihn Jakob Grimm, ein grösseres Werk zu unternehmen und empfahl ihn den Herausgebern der Europäischen Staatengeschichte, Heeren u. Uckert als Mitarbeiter. Inzwischen erfolgte seine Berufung als Professor der Geschichte an die Universität Giessen im Jahre 1833. Viele Jahre hindurch wurde nun die Geschichte Portugals das Ziel seiner Forschungen, und es ist ihm vergönnt gewesen, sie binnen zwanzig Jahren in 5 Bänden zu vollenden. Eine französische Uebersetzung hat sein Werk auch Franzosen und Portugiesen zugänglich gemacht.

Sehe ich nun ab von seiner Thätigkeit als Docent und bemerke hier nur noch, dass sein Hauptbestreben in den ersten Jahren gegen die Rotteck'sche Schule gerichtet war, so war es die Darstellung der Portugiesischen Geschichte, die seine ganze Kraft in Anspruch nahm. Drei Jahre nach seiner Berufung, im Jahre 1836, erschien der erste Band dieses Werkes, die Geschichte dieses Landes bis zum Jahr 1383 umfassend, sowie nach weiteren 3 Jahren der zweite Band. Während er mit der Fortsetzung dieses Werkes beschäftigt war, sah sich Heeren genöthigt, die Bearbeitung der Spanischen Geschichte einem andern Gelehrten zu übertragen und übernahm er auf dessen Ersuchen auch die Fortsetzung dieses Werkes. Sein alter Wunsch in dieser Beziehung war somit erfüllt worden. Er liess nun seine Arbeiten in Portugiesischer Geschichte völlig liegen und

warf sich ganz auf die Spanische, in Folge dessen er 1844 den zweiten Band dieses Werkes erscheinen liess. Die Verlagsbuchhandlung der Heeren'schen Sammlung drängte ihn jedoch vor Allem die Portugiesische Geschichte zu vollenden und so liess er vorerst die Fortführung der Spanischen Geschichte auf sich beruhen und vollendete in 3 weitem Bänden 1854 die Portugiesische Geschichte.

Nur ein Wort über die Anerkennung dieses Werkes im Lande selbst. Hierfür als Beweis der ihm von der dortigen Regierung unter dem Ministerium Cabrera ertheilte hohe Orden, sowie die mannigfachen brieflichen Anerkennungen Portugiesischer Gelehrten, namentlich des Vicomte de Santarem, mit dem er Jahrelang auf das eifrigste correspondirte; endlich die für Portugiesen verfasste französische Uebersetzung des Werkes.

Nach Beendigung der Portugiesischen Geschichte war sein Augenmerk wieder auf Spanien gerichtet, leider konnte er dieses Werk nicht vollenden, es erschien vielmehr nur noch ein Band, die Geschichte Arragons bis zu dessen Vereinigung mit Castilien enthaltend. Nach Beendigung dieses Bandes sah er ein, dass seine Zeit für schriftstellerische Arbeiten vorüber war, dass seine Jahre dieser Thätigkeit eine Grenze gesteckt hatten. Er bedauerte diess namentlich, weil er seinen letzten Wunsch in dieser Beziehung, eine Arbeit in den Jahrbüchern der Königl. Baierischen Akademie zu veröffentlichen, nicht ausführen konnte.

Seine letzten Jahre waren hauptsächlich durch Arbeiten für das ihm noch in hohem Alter übertragene Amt eines Direktors der Universitäts-Bibliothek ausgefüllt. Er starb den 2. Juli 1869 im Alter von 75 Jahren nach kurzer Krankheit. Seit 45 Jahren war er mit Adolfine Knabe, Tochter des Forstmeisters Knabe in Hutzdorf bei Schlitz verheirathet und hinterliess 6 Kinder.

Eine Geschichte Portugal's zu schreiben, war unter allen
[1870. I. 3.]

Umständen ein etwas kühner Gedanke; der Vorarbeiten gab es nicht eben viele und bedeutende, und man kann sagen: der Stoff war noch so gut wie unberührt, denn was bis dahin geleistet worden, konnte kaum als Materialiensammlung noch einige Bedeutung ansprechen, aber er war auch in hohem Grade einladend und verlockend; ein kleines Reich, etwa von Baierns Grösse, gegründet auf dem Schlachtfelde von Ourique in einer Zeit, in welcher Deutschland schon auf seine Blüthenperiode zurückblickte, erreicht Portugal unter steten Kämpfen und einem dreissigjährigen Kriege mit Castilien gegen Ende des 14. Jahrhunderts seine goldene Zeit und höchsten Flor nach innen und nach aussen, also in der Periode, in welcher Italien, Frankreich, Deutschland, England in arger Zerrüttung lagen. Es wird nun im 15. Jahrhundert ein Weltreich erster Grösse, die erste wahre Seemacht, gründet zahllose Colonien in drei Welttheilen, seine Hauptstadt wird Mittelpunkt des Welthandels, es herrscht zugleich in Brasilien, in Ostindien, in der ganzen Westküste von Afrika. Aber das Herz dieses Riesenleibes, das kleine Portugal selber besass doch nicht die Kräfte, diese zahllosen und weit zerstreuten Colonien und Besitzungen zusammenzuhalten, in drei Welttheilen grosse Ländergebiete zu behaupten. Es erschöpfte sich rasch. Der Schlag von 1578, die Schlacht von Alcazer vernichtete mit der Dynastie auch die Kraft und Macht der Nation, ihren Reichthum, ihre Literatur, ihre Freiheit und ihren Ruhm. Ein Zusammenbruch wie dieser ist nur selten in der Geschichte gesehen worden. Zwar ward das Spanische Joch 1640 nach 60 Jahren des Elends und der Bedrückung zerbrochen, ein nationales Königthum mit der neuen Dynastie Braganza hergestellt, aber die grossen auswärtigen Besitzungen waren unwiederbringlich verloren; Portugal hat sich nie wieder so recht erholt, und man könnte sagen, die drei ersten Bände von Schäfer's Werk seien Gemälde von Thaten, die zwei letzten, die Zeit von 1580 bis 1820

umfassend, Gemälde von Leiden. Die neueste Zeit von 1820 bis 1870, in welcher wir das Königreich unter der Regierung deutscher Fürsten sich wieder zu geordneten und gedeihlichen Zuständen und langem Frieden haben erheben sehen, hat Schäfer nicht dargestellt.

In Portugal lebt noch gegenwärtig der vorzüglichste Historiker, den dieses Land je besessen hat, Herculano; er steht in den Augen seiner Landsleute auf gleicher Höhe mit Mignet, Guizot, Ranke, und heisst: *o grande historiador*. Herculano nun hat unsern Schäfer theilweise übertroffen, denn doch nicht erreicht, aber unparteiisch beurtheilt. Er hat ihn in so ferne übertroffen, als er bei weit grösserer Ausführlichkeit — seine vier Bände enthalten noch nicht einmal den ganzen Zeitraum, den Schäfer in seinem ersten Bande behandelt hat — natürlich auch tiefer eindringt in die Quellen und ein weit vollständiger ausgeführtes Bild der Zustände des Landes entwirft. Sein Urtheil aber, das deutsche Werk sei: *o melhor livro que contecemos relativo a historia de Portugal* (Herculano, 11, 487, 1, 487) wird wohl noch lange gelten, denn voraussichtlich wird weder in Deutschland noch anderswo eine neue ebenso gründliche und vollständige Darstellung der Geschichte Portugals unternommen werden. Auch wohl in Portugal selbst nicht, denn Herculano hat sein Werk schon seit 17 Jahren liegen lassen, um sich mit anderen mehr der Poesie angehörigen Schöpfungen zu befassen, und er selber beklagt es in der Einleitung zum ersten Bande seiner Geschichte als eine Schande, dass Portugal sich jenem grossen historischen Impuls noch nicht angeschlossen habe, den ganz Europa von Deutschland empfangen habe, *esse foco do saber grave e profundo*, (diesem Heerde ernsten und tiefen Wissens).

Schäfer unternahm es auch, die von Lemke begonnene Geschichte Spaniens weiter zu führen. Zwei Bände seiner Fortsetzung sind erschienen, führten aber die Geschichte dieses Landes nicht einmal bis zu Ende des Mittelalters; er

fühlte in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr die Kraft in sich, einer so schwierigen und so tief eindringende Forschung erheischenden Aufgabe zu genügen; und so besitzt denn die deutsche Literatur noch immer kein Werk, welches ein vollständiges Bild der Schicksale dieses merkwürdigen und unglücklichen Landes gewährte.

Joh. Nep. Buchinger,

geboren 1781 zu Altötting, war der Sohn eines Landgerichts-Advokaten, 1805 in Landshut Doctor Juris. Wir finden ihn erst als Registrator in München, dann als Sekretär in Passau, bis er im J. 1812 in's Reichsarchiv in München eintrat, dann 1829 Archivar in Würzburg ward, 1835 kehrte er wieder nach München und harrte bis 1852 in seiner Stellung am Archiv aus. Doch hat er in Würzburg und München auch Vorlesungen über Staats- und Völkerrecht an den beiden Universitäten gehalten. 1852 trat er 70jährig in den Ruhestand, und erreichte so das hohe Alter von 89 Jahren. Er starb zu München am 27. Februar 1870. Es ist ein langes, aber höchst einfaches, gleichförmiges und geräuschloses Dasein, das wir vor uns haben, von dessen ruhigem und regelmässigem Verlaufe sich nichts berichten lässt, das aber eben darum auch in ungetrübter Zufriedenheit und stillem Glücke dahin geflossen zu sein scheint. Buchinger hat nur zwei umfangreichere historische Werke geliefert. Das erste war seine Geschichte des Fürstenthums Passau, 1816 und 1824, 2 Bände.

Dieses geistliche Fürstenthum, als kirchliches Gebiet früher von gewaltigem Umfang, als fürstliches Territorium klein, hat eine wechselvolle, für das südöstliche Deutschland

bedeutungsreiche Geschichte gehabt, und es wäre eine ebenso lohnende als schwierige und weit ausgreifende Forschungen erfordernde Aufgabe, demselben historisch gerecht zu werden. Schon die Thatsache, dass Passau bei einer so herrlichen, so einzig vortheilhaften Lage nicht eine viel bedeutendere Stadt, ein grosser Handelsplatz geworden ist, bedarf der geschichtlichen Erklärung. Als Kulturstätte für das Osterreich, als Ausgangspunkt christlicher Missionen hatte Passau Jahrhunderte lang einen hohen, glänzenden Beruf, wiewohl der fast tausendjährige Kampf mit Salzburg um die Metropolitan-Würde oft störend dazwischen trat. Eingeklemmt zwischen den übermächtigen Nachbarn Osterreich, Baiern und Böhmen empfand Passau mehr die Nachtheile als die Vortheile eines zudringlichen und oft aufgenöthigten Schutzes, musste bald dem Baierischen, bald dem Osterreichischen Interesse dienstbar werden. Dazu jene Zustände, wie sie in den geistlichen Fürstenthümern so häufig waren: wie lange rangen die Bürger Passau's nach städtischer Freiheit und Selbstständigkeit! sie waren einmal nahe daran sie zu erringen, unterlagen aber zuletzt doch, dann die häufigen zwiespältigen Wahlen, durch die Einmischung theils der Baierischen, theils der Habsburgischen Fürsten oft verbittert und verlängert. Auch müsste der Historiker die Frage aufwerfen und beantworten: warum denn Passau in den drei letzten Jahrhunderten und in langen Zeiten eines ungetrübten Friedens, von innen und aussen in Ruhe gelassen, als Sitz geistiger Bildung, als Pflegstätte von Literatur und wenigstens kirchlichen Studien doch auch den niedrigst gestellten Anforderungen so gar nicht entsprochen habe, so dass der Literarhistoriker den Namen Passau zu nennen kaum eine Gelegenheit hat. Ich kann nun nicht sagen, dass das Werk unseres Buchinger viel Licht auf die eben berührten Gesichtspunkte werfe. Es ist eine fleissige Sammlung von mancherlei zur Geschichte Passau's gehörigen, mitunter bedeutsamen oft aber auch gleichgültigen

Notizen, vielfach nur ein Regest von Urkunden, besonders über die Gütererwerbungen und Güterwechsel des Stiftes, eine gute Vorarbeit, aber der rechte Historiker des Fürstenthums müsste erst noch kommen.

Buchinger's zweites grösseres Werk ist eine Monographie: Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg und Herzog von Franken, Würzburg 1843. Hier ist es ein geistlicher Fürst, dessen seltene Energie und Herrschergabe verbunden mit einer freilich auch sehr gewaltthätigen und despotisch durchgreifenden Verfahrungsweise sein Land im Laufe einer 44jährigen Regierung grossentheils umgestaltet hat. Julius war in seiner Weise und im Geiste seiner Zeit ein grosser Reformator, ein Haupt und Führer der aus ihrer Niederlage wieder emporstrebenden katholischen Partei, Gründer der Liga, dabei aber auch Stifter jener Institute, auf welche Würzburg noch heute stolz ist und denen es zum Theil seinen Flor verdankt, der Universität und des Hospitals. Beide tragen seinen Namen, und dieser Name ist in Unterfranken wohl jetzt noch der gefeiertste nach dem des grösseren und edleren Franz Ludwig. Buchinger's Buch, dessen Vorzug in der Mittheilung eines reichhaltigen aus dem Würzburger Archive geschöpften Materials besteht, hat daher auch in Franken, in Würzburg am meisten Anklang gefunden.

Am Schluss hielt Herr Preger, ausserordentliches Mitglied der historischen Classe einen Vortrag

„Ueber die Entfaltung der Idee des Menschen durch die Weltgeschichte.“

Derselbe ist im Verlage der Akademie erschienen.
